Kaiserburg und Engelsburg.

Erster Band.

Kaiserburg und Engelsburg.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Inhaltsverzeichniß.

1.
Die Freunde.

Kaiser Joseph hatte sein Frühstück beendet und seine Toilette gemacht, das heißt, er hatte sich selber rasirt, vom Kammerdiener sich dann die Haare ordnen und pudern lassen und statt des einfachen und schmucklosen Schlafrocks seine Uniform angelegt, die deutsche Uniform, die er zu tragen pflegte, seit er selbstständiger Kaiser geworden, die deutsche Uniform seines Infanterie-Regiments, weiß mit rothen Klappen.

Keinen Blick hatte er während der Toilette in den Spiegel geworfen; was kümmerte ihn sein Aussehen und seine äußere Erscheinung? Nicht dahin waren seine Gedanken gekehrt, nicht, was der Spiegel von ihm sagte, sondern was dereinst die Bücher der Geschichte von ihm sagen werden, das allein beschäftigte das Herz und die Gedanken des Kaisers.

Hastig nun trat er aus dem Toilettenzimmer in sein Arbeitscabinet ein und schritt rasch zu dem großen Schreibtisch, um die Briefe und Papiere zu mustern, die seit der Frühe des Morgens eingegangen und dort von seinem Geheimsecretär Günther hingelegt waren.

Niemand durfte diese Briefe öffnen, Niemand v o r dem Kaiser lesen, was irgend eine vertrauensvolle und gläubige Seele vielleicht an den Kaiser als Bitte, als zutrauliche Herzensergießung oder als Hülferuf geschrieben.

Der Kaiser erbrach einen Brief nach dem andern und las mit nachdenklicher Miene den Inhalt derselben. Diejenigen, welche vertraulich nur an ihn selber geschrieben, legte er bei Seite in ein geheimes Fach seines Schreibtisches, den er dann verschloß und den Schlüssel zu sich steckte; die anderen Briefe ließ er liegen, um nachher mit seinen Secretären zu conferiren und ihnen die Antworten zu dictiren.

Jetzt, nachdem dieses Geschäft beendet war, athmete Joseph hoch auf und ein Lächeln glitt über seine Züge, denn jetzt kam einer der schönsten Momente seiner Frühstunde, die Begrüßung seiner beiden Freunde.

Er eilte selbst durch das Cabinet hin nach dem

kleinen Vorzimmer, um es zu öffnen, und da standen schon Lacy und Rosenberg und beeilten sich auf einen Wink ihres kaiserlichen Herrn und Freundes, zu ihm einzutreten.

Er reichte ihnen Beiden die Hände dar und duldete es nicht, daß sie dieselben an ihre Lippen drückten.

„Merkt's Euch ein- für allemal, meine lieben Freunde," sagte er, ihnen innig zunickend, „in dieser einzigen kleinen Morgenlust, wenn Ihr Beide zu mir eintretet, bin ich nicht der Kaiser, sondern nur Euer guter Freund, der Eures Erscheinens und Eures herzlichen Wortes bedarf, um den Tag mit allen seinen Nöthen und Beschwerden zu ertragen. Das Handküssen ist überhaupt eine Sache, die sich für Männer nicht ziemt, und wir wollen's für immer abschaffen. Es soll Niemand denken, daß, wie die Kaiserin zugleich König war, ihr Sohn, der Kaiser, zugleich Königin sein möchte. Kommt, meine Freunde, laßt uns nun einen Moment plaudern und der Sorge vergessen."

Er winkte sie zu sich heran, und während er auf dem Divan sich niederließ, setzten sie sich ihm zur Seite auf den beiden Lehnstühlen. Sie plauderten und scherzten, und gar manches fröhliche

Geschichtlein aus dem fröhlichen Wien erzählte der immer heitere und gesprächige Graf Rosenberg, der Oberkämmerer, und Joseph lachte dazu so harmlos, als ob die Sorgen und Lasten seiner Regierung, von denen er vorher gesprochen, ganz und gar von seiner Brust abgefallen wären.

Dann aber auf einmal ward sein Gesicht ernst und er wandte sich dem Feldmarschall Lacy zu.

„Jetzt, Lacy, kommt an Sie die Reihe, Sie haben mir versprochen, daß Sie mir ehrlich und treu sagen wollten, was mein gutes Volk, vor allen Dingen was meine lustigen Wiener von meinen neuen Verordnungen denken und ob man damit zufrieden ist. Nun, Sie schweigen, Lacy?“

„Ich schweige,“ erwiderte der Feldmarschall, „ich schweige deshalb, Majestät, weil es gar so schwer ist, nach kurzer Zeit Bericht zu erstatten über Das, was langer Jahre bedarf, um zu reifen und zu gedeihen. Es ist nicht so leicht, mit Einem Worte die Gewohnheiten und Satzungen von Jahrhunderten auszulöschen, und gar Manches will zuerst als Frevel erscheinen, was nach langen Erfahrungen sich als Segen darstellen mag.“

„Das heißt,“ rief der Kaiser hastig, die großen blauen Augen fest auf das ernste Gesicht seines

Lieblings gerichtet, „das heißt, Lacy, Sie wollen mir zu verstehen geben, daß man murrt über meine neuen Einrichtungen, daß man den Segen derselben nicht erkennen will."

„Das heißt nur, Majestät, daß Ihre Völker zu lange unter dem Druck der Geistlichen und der Censur gelebt haben, um nicht, indem sie jetzt aus dem Dunkel heraustreten sollen, ihre Augen geblendet zu fühlen."

„Mit anderen Worten, die Völker wollen in der Dummheit bleiben," rief Joseph mit lauter Stimme. „Man hat sie geknechtet und geknebelt, man hat sie wie Sclaven den Geistlichen vor die Füße geworfen und sie haben ihnen den Fuß auf das Haupt gesetzt. Jetzt, da ich sie aufrichten und sie frei machen will von dem Drucke des Gewissens, frei von den Pfaffen, frei von dem obersten Pfaffen in Rom, jetzt schrecken sie zurück vor ihrer Freiheit, und die Sclaven möchten lieber ihre Ketten klirren hören, weil das ihnen so lange als Musik geschildert worden ist, mit deren Litanei sie sich den Himmel erwerben! Ach, meine Freunde, wenn ich das höre, so ergrimmt mein Herz und ich möchte schier Alles über den Haufen werfen und von dannen gehen und —

— Aber nein, nein," unterbrach sich der Kaiser

auf einmal selber, „Sie haben Recht, Lacy, die Augen sind geblendet, die so lange im Dunkeln gewesen! Wir wollen abwarten und stille sein! Doch das sage ich Euch zum Voraus, wir wollen nichts zurücknehmen und nichts abändern! Ich habe Ihnen nachgegeben, Lacy, Sie wissen es, in der Frage von den Begräbnissen; ich habe die Leichenverordnung wieder aufgehoben, und statt, wie es vernünftig gewesen, die todten Leiber einzunähen in Säcke und sie in eine Grube zu werfen, damit zu Asche werde, was aus Asche entstand, habe ich den zimperlichen und romantischen Leuten wieder freigegeben, die Leiber ihrer Todten in schwarze Kästen zu legen, in die Erde einzugraben und mit einem Kreuz die Stelle zu bezeichnen, wo die Cadaver verwesen! Ihr nennt das poetisch, ich aber nenne es unsinnig! Ich habe mich ferner darein gefügt, den empfindsamen Seelen, welche vermeinen, daß es in ihrem Kämmerlein sich nicht so gut weint, wie auf den Erdhaufen, ihre Gräber zu erhalten; aber weiter geht es nicht mit meiner Nachgiebigkeit, und von den neuen Verordnungen wird keine zurückgenommen."

„Und ein Glück ist es und ein Segen," rief Lacy, „daß Euer Majestät trotz aller Gefahren,

denen Ihr Auge sich nicht verschließt, fest bleiben bei Ihren Beschlüssen."

„Ja," bestätigte Graf Rosenberg, „ja, ein Glück ist es! Obwohl ich zittere, wenn ich daran denke, welchen Gefahren Euer Majestät damit entgegentreten."

Der Kaiser lachte.

„Mein Rosenberg, Sie zittern? Sie, der tapferste und muthigste Mann nach Lacy."

„Ja, ich zittere," wiederholte Rosenberg. „O, wenn ich Euer Majestät mit dem Schwerte an der Spitze einer Armee sehen würde, wie Sie dem Feinde entgegenstürmen, das würde mich nicht zittern machen. Aber Euer Majestät kämpfen nicht an der Spitze einer Armee, sondern allein, kämpfen einem Heere gegenüber, das in Nacht und Dunkelheit sich hüllt, und dessen Mordwaffen man nicht sieht, nur erkennt an ihren unglückseligen Erfolgen. Darum, Majestät, zittere ich, und darum möchte ich Sie beschwören, seien Sie vorsichtig, wagen Sie nicht zu viel, gehen Sie nicht zu weit."

„Auch ich, Majestät," rief Lacy, „auch ich beschwöre Sie, wagen Sie nicht zu viel und gehen Sie nicht zu weit; denn, ich will es Ihnen nicht verhehlen, die neuen Edicte haben die Gemüther

Ihrer Unterthanen tief erregt, und leider nicht in Dank und Erkenntlichkeit gegen den großmüthigen Kaiser, welcher die Censur aufhebt, welcher den Leuten freigiebt zu lesen, was sie wollen, welcher Toleranz befiehlt für alle Religionen, und den Protestanten, wie selbst den Juden freies Bekenntniß gewährt, sondern in Entsetzen und Schrecken. Die Pfaffen schreien Zeter und in den Beichtstühlen bearbeiten sie die Herzen der Frauen, daß sie das Zeter wiederholen und es hinaustragen aus der Kirche in ihre Häuser. Man fürchtet, Eure Majestät wollten die ganze katholische Kirche über den Haufen werfen und der Jude sollte jetzt so viel gelten wie der Christ, und nichts solle mehr heilig sein, nichts mehr vor der Zerstörung gesichert.“

Der Kaiser zuckte leise die Achseln. „Arme, bethörte Leute, armes Volk, welches in den Banden der Priester liegt! Aber ich will diese Bande zerreißen, ich will diese Ketten zerbrechen! Dazu hat das Schicksal mich auserkoren, und ich habe seinen Willen erkannt und werde ihn ausführen. Die Kaiserin, meine Mutter, hat mir einen großen Staat hinterlassen, und Alles will ich ehren, was sie vollführt und was sie begonnen hat, nur das

Eine kann ich nicht: die Priesterherrschaft kann ich nicht bestehen lassen, ich will sie zerbrechen! Ja, meine Freunde, ich sage Euch das, für heute und für alle Zeit, bis zu meinem Tode: der Einfluß der Geistlichkeit, wie er unter der Regierung meiner Mutter geherrscht, wird gebrochen werden! Denn ich sehe es nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viel Mühe geben, unser Leben hienieden zu regeln. Mögen die Priester beten für unsere Seelen; aber sie sollen ihre Hände nicht in die Dinge dieser Welt mischen und sollen nicht zugleich die Schatzmeister irdischer Besitzthümer und die Schatzmeister himmlischer Herrlichkeiten sein wollen. Die Klöster sind reich und der Staat ist arm, daraus folgt, meine Freunde, daß die Mönche und die Geistlichkeit zu viel irdische Güter an sich gerissen haben. Wir werden ihnen ihren Raub nehmen und uns nicht daran kehren, ob sie Zeter schreien. Ich habe einen großen Kampf begonnen, und ich will ihn durchfechten oder in ihm sterben! Darum zittert nicht, meine Freunde, ich sehe die Gefahr und schaue ihr muthig in's Auge. Für mich, Rosenberg, sind die Feinde nicht geschaart zu einer *unsichtbaren* Armee, *sichtbar* stehen

sie mir gegenüber, alle diese Mönche und die schwarzen Herren, und an ihrer Spitze der Pontifex in Rom, der mir dräut mit Bannstrahl und Fluch! Ich fürchte nicht ihn, nicht seine ganze Schaar! Muthig vorwärts! Ihr steht an meiner Seite, Rosenberg und Lacy, Ihr meine Freunde, und es giebt auch noch einige Getreue, die zu mir halten und muthig zu mir stehen in der Stunde der Gefahr."

„In der Stunde der Gefahr und in allen Kämpfen stehen wir zu Eurer Majestät," riefen Rosenberg und Lacy mit begeisterten Blicken.

Der Kaiser nickte ihnen zu.

„Ich weiß, daß ich auf Euch Beide rechnen kann und auch auf unsern Kanzler, den Fürsten Kaunitz. Das ist auch ein muthiger Streiter an unserer Seite, und mit Euch Dreien trotze ich der ganzen Welt und allen Schwarzröcken. Nun, meine Freunde, geht, die Stunde der Vertraulichkeiten ist vorüber und ich muß nun wieder Kaiser sein. Da drinnen im Controlorgang warten Viele auf mich, und ihnen gehört meine Zeit. Geht!"

Er grüßte die Freunde mit einem raschen Kopfnicken und einem heitern Lächeln. Und dann, als sie ihn verlassen hatten, durchschritt er eilig

das Cabinet und öffnete die Thüre des Controlorganges.

Da standen sie zu beiden Seiten, Greise und Kinder, Frauen und Mädchen, und neigten tief ihre Häupter, als der Kaiser nun zu ihnen eintrat und durch ihre Reihen schritt, um die Bittschriften zu empfangen, welche sie halb knieend ihm darreichten.

Der Kaiser nahm sie alle entgegen, sprach zu Diesem und Jenem ein freundlich, trostreiches Wort und hörte geduldig und sanft die Klagen Derer an, die leise und hastig zu ihm sprachen und die ihm ihre Noth und ihren Schmerz kündeten.

Nahe an der Thür des Cabinets, einander gegenüber, standen eine tief verschleierte Nonne und ein Franciscanermönch; als der Kaiser jetzt, von seinem Umgang zurückkehrend, in sein Cabinet eintreten wollte, murmelten Beide zugleich ein paar leise Worte.

Joseph blieb stehen und heftete die blauen Augen herüber und hinüber auf den Mönch und die Nonne.

„Was wollt Ihr und was flüstert Ihr Beide?“ fragte er.

„Majestät,“ murmelte der Franciscaner, tief

das Haupt senkend und mit niedergeschlagenen Blicken, „Majestät, ich beschwöre Eure Erhabenheit um eine Audienz. Ich habe dem Kaiser wichtige und geheime Mittheilungen zu machen."

„Majestät, mein edler Kaiser," flüsterte es unter dem Schleier der Nonne hervor, „ich bitte um eine geheime Unterredung nur auf wenige Minuten."

Der Kaiser nickte. „Seid Ihr zusammen hierhergekommen?" fragte er den Franciscaner, „wollt Ihr eine gemeinsame Audienz?"

Der Franciscaner schüttelte hastig das Haupt. „Ich kenne die Clarisserin nicht, weiß nichts von ihr; aber ich beschwöre Eure Majestät, lassen Sie mich sogleich zu Ihnen sprechen."

Joseph nickte. „Es sei, folgen Sie mir in mein Cabinet, und Ihr, fromme Schwester, wartet! Ich werde Euch nachher zu mir rufen."

Er trat wieder zurück in sein Cabinet.

Der Franciscaner folgte ihm und stellte sich neben der Thüre auf.

„Schließen Sie die Thür," rief Joseph, indem er rasch sein Cabinet durchschritt und die Bittschriften sorgfältig erst in die Chatouille seines Schreibtisches legte, bevor er sich umwandte nach dem Franciscaner.

„Wir sind jetzt allein,“ sagte er, „sprechen Sie, was wollen Sie von mir?“

„Wir sind allein?“ fragte der Franciscaner, ein paar Schritte näher herantretend.

Der Kaiser trat ihm mit leuchtenden Augen entgegen, und bei dem hastigen Wesen des Mönches überkam ihn vielleicht der Gedanke, daß dies einer von der schwarzen unsichtbaren Armee sei, die ihm nach dem Leben trachten möge! Aber er erbebte nicht bei diesem Gedanken, sondern schaute nur fester dem vermeintlichen Feinde entgegen.

Doch dieser beugte jetzt das Knie vor dem Kaiser und blickte mit dem Ausdruck tiefer Ehrerbietung und Ergebenheit zu ihm auf.

„Eure Majestät erkennen mich also nicht?“

„Erkennen!“ fragte der Kaiser, „habe ich Sie also schon gesehen?“

„In Rom, Majestät, geruhten Sie, mich Ihrer Gnade und Freundschaft zu versichern, in Rom schwur ich Ihnen, daß Eure Majestät für alle Zeiten an mir einen treuen und ergebenen Diener finden sollten.“

„In Rom?“ erwiderte der Kaiser sinnend, die Augen auf den Knieenden gerichtet, „es giebt in Rom nur Einen Mann, dem ich Vertrauen schenkte und für den ich Freundschaft empfand.“

„Und dieser Eine Mann, ich hoffe es, Majestät, bin ich," erwiderte der Knieende, „wollen Eure Majestät mir gestatten, in Ihrem Beisein ein wenig Toilette zu machen, um dann zu sehen, 'ob das Herz meines gnädigen Kaisers mich nicht ganz vergessen hat?"

Der Kaiser nickte. „Machen Sie Toilette, mein geheimnißvoller Franciscaner, Toilette und schnell!"

2.

Cardinal Girao.

Der Mönch erhob sich, warf hastig das schwarze, schmutzige, lange Gewand von sich, zog die künstliche, graue Perrücke mit der Tonsur von seinem Haupte weg und fuhr rasch und heftig mehrmals mit seinem Tuch über sein Angesicht hin, daß die dunklen Tinten von Staub und Schmutz verschwanden. Er hatte, um dies zu thun, sich von dem Kaiser abgewandt, jetzt kehrte er sein Angesicht wieder zu ihm hin und schaute fragend und lächelnd zum Kaiser auf.

„Girao," rief Joseph erstaunt, „der Cardinal Girao! Ja, das ist mein Freund, den ich nicht vergessen habe, das ist der Getreue, auf den ich rechne. Und Ihr kommt hierher zu mir nach Wien, Girao?"

Er reichte, während er das sagte, dem Cardinal die Hand dar und nickte ihm freundlich zu: „Sagt, Girao, ist es der Papst, welcher Euch sendet?"

„Nein, Majestät, Niemand ahnt, daß ich hier bin. Man glaubt mich krank in meinem Palaste. Mein Arzt, der einzige Vertraute, hat dem Papste gemeldet, daß ich in schwerer Krankheit darniederliege und Niemand mein Zimmer betreten dürfe, weil die Krankheit ansteckend sei. Seine Heiligkeit Papst Pius VI. ist immer noch ein sehr eitler Herr und kann es noch nicht vergessen, daß er einst, als Fürst Braschi, der schönste Mann von Rom gewesen. Er meint, die Zeit sei an seinem Antlitz spurlos vorübergegangen, und er möchte seine Schönheit nicht gefährdet sehen durch mich; deshalb darf Niemand seiner Diener, Niemand, der irgend nur mit dem Vatican in Berührung kommt, zu mir in mein Palais kommen, in welchem die Pocken grassiren. Dies, Majestät, war meine Sicherung. Unter dem Schutzbrief der Pocken habe ich heimlich Rom verlassen können, bin ich heimlich und gut verkleidet, wie Eure Majestät sehen, hierhergekommen, und auch hier ahnt Niemand meine Anwesenheit. Monsignor Garanti, der Nuntius

des Papstes, weiß nichts von mir, und ich beschwöre Eure Majestät, daß er nichts von meiner Anwesenheit erfahre."

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf," sagte Joseph, dem Cardinal die Hand reichend. „Aber nun sagen Sie, mein Freund, was führt Sie her?"

„Majestät, ich komme zu Ihnen, weil ich Sie warnen wollte, ich komme zu Ihnen, weil ich für Ihre Zukunft fürchte. Sie haben Ungeheures gewagt, und ungeheuer ist die Gefahr, welche Sie bedroht. Ich wußte es wohl, daß Niemand da sein würde, der Ihnen darüber die Wahrheit bekennt. Ich wagte nicht, Ihnen schriftliche Botschaft zu senden; deshalb, Majestät, komme ich selbst. Nur diese eine Audienz bei Ihnen ist der Zweck meiner Reise, Majestät, und wenn ich dieses Gemach verlasse, geschieht es, um heimlich und schnell, wie ich gegangen bin, nach Rom heimzukehren. Ich komme nur, um Eure Majestät zu beschwören: bestehen Sie nicht auf Ihren Edicten, nehmen Sie sie zurück, denn jedes Wort derselben ist ein geheimer Dolch, der sich gegen die edle Brust meines Kaisers richtet."

„Ah," rief der Kaiser, „das sind goldene und

prächtige Worte, Sie kommen, um mich zu warnen, um mich auf eine Gefahr aufmerksam zu machen! Das heißt, es giebt für mich auch in der unsichtbaren Armee der Priester noch Freunde, und Diejenigen irren sich, welche vermeinen, daß alle Priester meine Feinde sind."

„Ich, Majestät," rief der Cardinal begeistert aus, „ich gehöre zu Ihren treuesten und ergebensten Anhängern! Mit Entzücken habe ich die erhabenen Worte gehört, die Sie gesprochen, mit Bewunderung folge ich Ihren Schritten, deren mächtiger Schall wie der Donner der neuen Zeit hineinhallt in den Vatican! Als die Fama mit ehernem Schalle die Worte, welche der Kaiser in seiner Kaiserburg zu Wien gesprochen, hineintrug in die Engelsburg zu Rom, da war es, als ob die Tuba des jüngsten Gerichtes ertöne, und bleich und bebend standen die Cardinäle, und bleich und entsetzt stand der Papst Pius VI.!

„Ich aber, ich neigte mein Haupt und senkte die Augen, damit Niemand den Blitz der Freude in denselben lesen könne. Gebete oder Verwünschungen murmelten die erstarrten Priester. Ich schwieg und ließ aus der Tiefe meines Herzens nur das Gebet des Dankes für den Kaiser ertönen, welcher Licht bringen will in die Dunkel-

heit, welcher den Mantel heben will, der so viele Verbrechen, so viele Sünde birgt!

„Die Freiheit wollen Eure Majestät bringen, die Freiheit der Geister! Ich begrüße sie mit Wonne, und ich fühle, daß auch in meiner Seele ein Fünkchen von dem Feuer flammt, welches in der Seele des Kaisers lodert! Ich weihe mich Ihren Diensten, Majestät! Ich will dem großsinnigen Kaiser helfen, so viel in meiner geringen Macht steht, daß er sein Werk vollende, daß er wie Hercules den Auguiasstall reinige und das Licht der Erkenntniß darin aufleuchten lasse! Wer kennt, wie ich, die Gebrechen unserer kirchlichen Einrichtungen? Wer weiß, wie ich, daß der Papst in seiner Unfehlbarkeit doch auch nur ein irrender Mensch ist!

„Ja, Majestät, ich will Ihnen helfen. Aber zuerst, mein Herr und Kaiser, gestatten Sie mir eine Warnung!"

„Eine Warnung?" wiederholte der Kaiser, „und wovor, Cardinal Girao, wollen Sie mich warnen?"

„Vor Ihrer eigenen Kühnheit, Majestät, vor Ihrer Unerschrockenheit! Sie haben einen Scheiterhaufen aufgerichtet für alle Mißbräuche, für alle Ketten der Sclaverei! Aber hüten Eure Majestät

sich vor den Wölfen in Schafskleidern, sie sind stärker und mächtiger, als der Kaiser es ahnt, und sie wären vielleicht im Stande, den Kaiser selber hinzuschleppen auf den Scheiterhaufen, damit das hochauflodernde Feuer der ganzen Welt es künde, daß die Kirche mächtiger ist als der Thron!

„Majestät, neigen Sie Ihr Ohr dichter zu mir, und hören Sie jetzt, weshalb ich hier bin: ich bin gekommen, Ihnen Worte zu sagen, die meine Hand keinem Papier anvertrauen und die ich keinem Andern als dem Kaiser in's Ohr flüstern darf."

Er trat dichter heran zu dem Kaiser, und dieser neigte sein Ohr zu ihm hin.

„Majestät, ich will Sie warnen vor dem Cardinal Migazzi, er ist der Feind des Kaisers, weil dieser nicht auf ihn hört! Achten Sie auch auf Monsignore Garanti, den Nuntius Seiner Heiligkeit, er ist der Freund Migazzi's! Sie belauern jedes Wort des Kaisers, jeden seiner Schritte, und ihre boshaften Berichte stacheln den Papst zu immer größerem Zorn auf. Migazzi steht an der Spitze Eurer Feinde, ihm zur Seite der Cardinal von Brünn. Es finden allwöchentlich geheime Zusammenkünfte im Palaste des Cardinals

statt, aus allen Provinzen und Districten Ihrer Monarchie sind da geheime Abgesandte der Priesterschaft versammelt, und gefährliche Pläne werden da geschmiedet, gefährlich für Ihren Staat, gefährlich für Sie, Majestät! Ich beschwöre also Eure Majestät, bedenken Sie wohl, daß Sie alle Ordensgeistlichen bedrohen, das heißt, daß Sie eine Armee von mehr als hunderttausend zorniger Fanatiker gegen sich kehren, und daß diese Fanatiker vor nichts zurückschrecken werden, um den Feind zu vernichten, der ihnen drohend gegenübersteht! Bedenken Eure Majestät ferner, daß Ihr Nachfolger der Großherzog von Toscana sein wird, und daß dieser ein frommer, ergebener Diener der Priester ist. Seine Thronbesteigung würden die Priester mit Freuden begrüßen, denn es wäre für sie eine Rettung, eine Sicherung ihrer Zukunft! Was Joseph ihnen versagt, das würde Leopold ihnen gewähren!"

„Still!" unterbrach ihn Joseph hastig, „kein Wort weiter! Kein Wort gegen meinen Bruder Leopold! Er liebt mich, und niemals würde er etwas gegen mich unternehmen!"

„Nein, niemals aus freier Entschließung!" flüsterte der Cardinal. „Aber wenn der Thron des Kaisers erledigt wäre, so würde er zuletzt

sich doch entschließen müssen, ihn zu besteigen! Und man könnte darnach trachten, ihn zu erledigen! Man würde dann den Erzherzog hinführen zu diesem Throne, der nicht mit Blut befleckt und nicht von einem sichtbaren Morde entweiht worden, denn es giebt Mittel, welche unsichtbar wirken! Hüten Sie sich, Majestät, vor diesen Mitteln!"

„Entsetzlich!" murmelte Joseph, in sich erschauernd, „so weit könnten meine Feinde gehen? Zu solchen Mitteln könnten sie ihre Zuflucht nehmen?"

„Warum ist der edle Papst Clemens, der große Ganganelli, gestorben?" fragte Girao leise; „er hatte den Jesuitenorden aufgehoben, das war sein Todesurtheil! Und was wollen nun Eure Majestät thun? Sie wollen alle Klöster aufheben, die Mönche und Nonnen aus ihren Zellen an's Tageslicht hinausführen! Das schon erscheint dem Papst als ein Sacrilegium! Aber ein noch größeres Sacrilegium will der große und gütige Kaiser vollbringen. Er will die Kirche frei machen von Rom, die Bischöfe erlösen von der Botmäßigkeit des Papstes und zuletzt noch das dritte und größte Sacrilegium: der Kaiser will die Klostergüter einziehen! Das

heißt, er will dem Clerus seine Waffen nehmen! Nimmer wird man ihm das vergeben, und darum komme ich, Majestät, Sie zu warnen! Seien Sie vorsichtig, vertrauen Sie Niemand in Ihrer Umgebung, Niemand, als Ihren bewährtesten Freunden, und gehen Eure Majestät nicht zu stürmisch vorwärts! Bei jedem Schritt untersuchen Sie erst den Boden, auf den Sie treten, ob auch keine Schlangen sich unter demselben verbergen. Seien Sie vorsichtig, Majestät, und suchen Sie nicht an einem Tage zu vollbringen, wozu ein Lebensalter gehört! Heben Sie Stein nach Stein ab von dem Gebäude der Hierarchie, aber versuchen Sie nicht auf einmal alle Burgen der Kirche zu stürzen, damit Sie nicht unter ihren Trümmern selber begraben werden!

„Dies ist es, was ich Euer Majestät zu sagen habe und um dessentwillen ich hergekommen bin nach Wien!"

„Ich danke Ihnen," sagte Joseph, ihm freundlich zunickend, „ich danke Ihnen für Ihren guten Willen und für Ihre wohlgemeinte Warnung! Aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich sie nicht befolge! Ich kann nicht mehr zurück, und ich will auch nicht! Es ist für mich kein Zaudern möglich! Die innere Verwaltung erfordert eine

Umschaffung ohne Weiteres! Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sclaverei des Geistes muß unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden! Das Mönchthum hat in Oesterreich überhand genommen, die Anzahl der Stifte und Klöster ist zu einer außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bisnun nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staate, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden!*) Das soll und muß aufhören! Deshalb habe ich eine Commission verordnet, die ich zur Aufhebung der unnützen Mönchs- und Nonnenklöster niedergesetzt habe! Wenn ich dem Monachismus den Schleier weggerissen, wenn ich Andromache's Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannt und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Kaiser Joseph II.: Brief an den Erzbischof Rupertus von Salzburg.

habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen raisonniren! Ich habe ein schweres Geschäft vor mir, ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschorenem Haupte der Pöbel in Ehrfurcht auf den Knieen liegt, und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Volkes erworben haben, als irgend Etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen könnte!*)

„Dies, mein Freund, ist die große, und ich weiß es wohl, gefährliche Aufgabe, welche das Schicksal mir zuertheilt hat; ich will sie erfüllen, oder zu Grunde gehen! Es muß ein Jeder auf Erden seine Pflicht erfüllen; die meine leuchtet mir entgegen wie eine heilige Flamme Gottes, ich werde nicht vor ihr zurückschrecken, selbst auf die Gefahr hin, daß ich von ihr verbrannt werde!"

„Das heißt edel, das heißt groß gesprochen!" antwortete der Cardinal Girao mit begeisterter Miene. „Es ist, als hörte ich die Worte, welche einst der Erlöser im Garten Gethsemane sprach:

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe ebendaselbst.

„Wenn Du willst, nimm diesen Kelch von mir, Dein Wille geschehe!" Was an mir ist, Majestät, soll gethan werden, um den Kelch von den Lippen Eurer Majestät fern zu halten, um ihn wenigstens seines furchtbaren Inhalts zu berauben! Meine Augen sollen offen sein wie meine Ohren, und Alles, was ich sehe und was ich höre, will ich Eurer Majestät berichten."

„Unterrichten Sie mich von Allem, was geschieht und was man gegen mich im Schilde führt. Ich verspreche Ihnen dagegen meine Dankbarkeit, und wenn einst der Papst, welcher trotz aller seiner Heiligkeit doch nur ein alter Mann ist, sterben sollte, so werde ich allen meinen Einfluß darauf verwenden, daß der Cardinal Girao sein Nachfolger wird! Ach, was könnten wir Beide zusammen ausrichten, wenn Sie die Macht und den Muth hätten, mir beizustehen an dem großen Werke! Ein freisinniger Papst und ein freisinniger Kaiser, ich meine, wenn die Beiden sich die Hand reichten, wenn die Engelsburg und die Kaiserburg sich verbündeten, dann würde die ganze Welt ihnen gehören und ihre Macht wäre unbegrenzt wie der Himmel!"

„Das heißt," rief der Cardinal mit leuchtenden Augen, „das heißt, Eure Majestät würden

an dem Nachfolger des Papstes Pius VI. Ihren treuesten Bundesgenossen haben, wenn ich dieser Nachfolger wäre! Ein Tag nur auf dem päpstlichen Throne, auf dem Stuhle Petri, und ich gebe willig mein Leben hin! Es ist mein Ehrgeiz und mein Traum von Glück und Herrlichkeit: meinen Namen einzuzeichnen in die Bücher der Geschichte! Nicht zu verwehen wie ein welkes Blatt im Winde, sondern zu wissen, daß mein Name ewig sein wird; es folgt dem Papste ein anderer und sein Name bleibt; die Namen der Cardinäle aber verlöschen und vergehen! Darum möchte ich Papst werden, Papst um eines unsterblichen Namens willen, Papst, um Ihnen zu helfen, Majestät, Ihr großes Werk zu vollenden! Denn ich sage Ihnen, Sie werden es nimmer vollbringen, wenn der Papst auf dem Stuhle Petri nicht Ihr Freund ist! Die Mönche und Nonnen austreiben, die Klöster aufheben, das heißt tausend Burgen stürzen! Das ist ein Unmögliches! Sie werden es nicht vollenden, so lange Pius VI. auf dem Throne Petri sitzt! Mächtiger als eine Million von Schwertern, mächtiger sind die Waffen der Priesterzungen! Und was die Tapferkeit auf dem Schlachtfelde auch vollbringen möge, der Beichtstuhl siegt über alle Tapferkeit!

„Und nun, Majestät, bitte ich, mich in Gnaden zu entlassen! Ich muß meine Verkleidung wieder aufnehmen, muß heimkehren nach Rom, damit ich meinem guten Arzt kein Dementi gebe, damit ich aus der Gefahr der Krankheit wieder zur rechten Zeit hervorgehe an das Licht! Nur Eins noch, Majestät, Eine Frage möchte ich mir noch erlauben! Ich glaube, Seine Heiligkeit der Papst könnten sich entschließen, nach Wien zu gehen, um das gefährliche Edict, welches Eure Majestät gegeben, unwirksam zu machen, um mit seinem Wort, dessen Macht er nicht bezweifelt, Eure Majestät zur Aenderung zu bewegen. Würden Sie den Besuch des Papstes willkommen heißen?"

Der Kaiser antwortete nicht sogleich, sondern ging gedankenvoll ein paar Mal auf und ab. Dann flog ein Lächeln über sein Angesicht hin und er nickte dem Cardinal zu, der indeß wieder seine Verkleidung angelegt und sich zum Abgang fertig gemacht hatte.

„Es ist mancher Kaiser demüthig nach Rom gekommen," sagte Joseph, „um zu erlangen, was der Papst ihm verweigerte. In Canossa hat Heinrich IV. auf dem Schloßhof demüthig zitternd vor Frost gestanden und um eine Audienz

gebeten. Mir scheint, der Besuch des Papstes in Wien wäre vielleicht eine Gerechtigkeit, welche die Geschichte ausführt, eine Sühne jenes Kaiserbesuches in Rom! Lassen Sie immerhin Seine Heiligkeit herkommen über die Alpen zu dem demüthigen Sohn der Kirche, zu mir! Ich verspreche Ihnen, er soll nicht auf dem Schloßhof warten auf eine Audienz! Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, daß er ohne Demüthigung von hinnen geht! Und nun leben Sie wohl und harren Sie der Freundin, die ich Ihnen hoffentlich senden werde! Auf Wiedersehen, Cardinal! Ah, ich irrte mich, ich wollte sagen auf Wiedersehen, Papst Girao!"

3.

Scheiden und Meiden.

Als der Cardinal hinausgegangen war, öffnete der Kaiser abermals die Thür des Controlorganges und rief mit einem Wink seiner Hand die verhüllte Nonne zu sich herein.

Sie folgte hastig dem Rufe und trat in das Cabinet des Kaisers.

„Nun, meine ehrwürdige Schwester,“ sagte Joseph mit sanfter Stimme, „was führt Sie zu mir?“

Sie antwortete nicht, ihre ganze Gestalt erbebte vor innerer Bewegung. Zitternd hob sie den Arm empor, und hastig schlug sie den Schleier zurück.

Der Kaiser stieß einen leisen Schrei des Erstaunens aus und starrte sie an

„Ist es möglich?“ murmelte er, „sind Sie es wirklich, Sie, Constanze?“

„Ja,“ sagte sie, langsam auf ihre Kniee niedersinkend und die gefaltenen Hände zu ihm aufhebend, „ja, ich bin es, Constanze.“

Er eilte zu ihr hin und hob sie von ihren Knieen empor und, dem Sturme seiner inneren Bewegung nachgebend, schlang er seine Arme um ihre Gestalt und drückte sie fest an sich.

Sie, sprachlos, hoch aufathmend, lehnte ihr Haupt an seine Schulter; Thränen stürzten aus ihren Augen und leises Schluchzen drang aus ihrer Brust empor.

„Sie weinen, Constanze,“ fragte der Kaiser leise, „oh, sagen Sie mir, warum weinen Sie? Und vor allen Dingen sagen Sie, was führt Sie zu mir? Es muß ein Unglück sein, ein fürchterliches Unglück, welches die stolze Constanze bewegen kann, zu mir zu kommen. Nicht wahr?“

„Ein fürchterliches Unglück,“ murmelte sie leise, „ja, es ist so! Aber inmitten meiner Angst und meines Schmerzes habe ich empfunden, daß es für mich nur einen Retter giebt, nur Einen, der sich meiner erbarmen kann, und da habe ich allen Vorurtheilen, aller Sitte gespottet und bin

zu Ihnen geeilt, mein Kaiser und mein Herr, um Ihnen zu sagen: Retten Sie mich."

Was ist es, Constanze, sprechen Sie?" sagte der Kaiser. „Ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, ich will Sie retten! Und welches auch die Gefahr sei, Gott wird mir die Macht geben, es zu können. Sprechen Sie, Constanze. Sie sehen, ich bin in Angst und Sorgen, sprechen Sie, was ist es?"

Er führte sie zu dem Divan hin und nahm neben ihr auf dem Tabouret Platz; ihre Hand in der seinen haltend, schaute er sie an mit angstvollen, zärtlichen Blicken.

„Was für eine Gefahr bedroht Sie, Constanze, und wer ist es, der diese Gefahr über Sie heraufbeschworen?"

„Was für eine Gefahr?" wiederholte sie angstvoll, „ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß sie wie eine dunkle Gewitterwolke über mir schwebt. Ich bin nicht hierher gekommen, um zu klagen, um mich zu beschweren; auch bleibt mir nur wenig Zeit, ich habe so lange im Controlorgang warten müssen, und mein längeres Ausbleiben könnte daheim Verdacht erregen! Ach, es war ja fast ein Wunder, daß ich nur hierher gelangen konnte; ich werde Tag und Nacht bewacht; erkaufte Spione umgeben mich auf allen meinen

Schritten; nur Eine ist mir treu, das ist meine alte Amme; aber man läßt sie nicht zu mir, man hält sie fern, und nur gestern Abends gelang es ihr auf einen Moment, an mein Bett zu treten, während ich einen Vorwand gefunden, um die Kammerfrau fortzuschicken; da flüsterte die Amme mir zu: „Mein geliebtes Kind, rette Dich, so schnell als Du es vermagst! Dir droht Gefahr, der Einzige, der Dir helfen kann, ist der Kaiser, flüchte Dich zu ihm, morgen früh schon!" Ich habe gesonnen die ganze Nacht, und endlich fiel mir ein Mittel ein: im Kloster der Clarisse-rinnen lebt eine alte Nonne, eine Verwandte unseres Hauses, sie hat mich lieb, oft bin ich zu ihr gegangen, ihr meine Leiden zu klagen, und so bat ich auch heute Morgen meinen Vater, mir zu erlauben, die alte Nonne zu besuchen. Sie hat sich meiner erbarmt, sie hat mir den Weg zu meinem Kaiser gezeigt. Vor der Pforte des Klosters harrt mein Wagen und meine Diener-pforte während ich verkleidet aus einer Seiten-schaft, des Klostergartens hinausgeschlüpft und hierher geeilt bin.

„Eure Majestät fragen, welche Gefahr mich bedroht? Ketten, Ketten, welche meine Freiheit

für immer vernichten sollen! Man will mich entweder vermählen oder in einem Kloster begraben."

„Vermählen, Constanze?" rief der Kaiser, ihre Hände fester haltend, „sagen Sie, giebt es einen Mann, welchen Sie lieben, welchem Sie vermählt sein möchten?"

Seine großen blauen Augen waren fest auf sie gerichtet, und sie schlug vor diesem Blick langsam die Augen nieder.

„Nein, Majestät, es giebt keinen Mann, den ich liebe, dem ich mich vermählen könnte."

„Man will Sie also zwingen," rief der Kaiser aufspringend und mit drohender Stimme.

„Entweder Vermählung oder Kloster, Dies ist es, was mein Vater mir jeden Tag wiederholt. Es scheint, als ob er jetzt einen entscheidenden Entschluß gefaßt hat. Und nun komme ich zu Ihnen, Majestät, Sie sind der Herr in diesen Landen, Sie können gebieten, wo Andere nur bitten dürfen, ich weiß nicht, w i e Sie mir helfen könnten, aber ich hoffe, Majestät, daß Sie es wollen. Lassen Sie mich nicht in Banden schlagen, nicht mich einem verhaßten Manne zu Eigen geben, nicht in einem offenen Grabe verschwinden."

Sie hob flehend ihre gefalteten Hände zu ihm empor, und der Kaiser, zu ihr herantretend,

schlang seine Arme wieder um sie und drückte sie so fest an sich, als wolle er sie an seinem Busen wahren vor jeder Noth und jeder Verfolgung.

„Constanze,“ sagte er leise und glühend, „Constanze, dieser Moment zwingt ein Geheimniß von meinen Lippen, das Ihnen ewig verborgen sein sollte! Sagen Sie, haben Sie es in meinen Augen gelesen, haben Sie verstanden, warum ich in letzter Zeit niemals zu Ihnen sprach, warum ich in den Abendcirkeln bei der Fürstin Esterhazy Sie niemals zu gewahren schien? Haben Sie verstanden, warum ich Sie mied, den Blick von Ihnen abwandte und kein Wort an Sie richtete?“

„Nein,“ sagte Sie leise und schüchtern, „ich glaubte, daß irgend ein unbewachtes Wort mir die Gunst meines Kaisers verscherzt habe, und ich betrübte mich darum! O! ich habe Nächte lang weinend auf meinem Lager gelegen und mich selber zerquält mit der Frage: was ist es, was habe ich ihm gethan, was habe ich verschuldet? Und sehen Sie, Majestät, so groß ist doch mein Vertrauen, daß jetzt in meiner höchsten Noth ich es wußte und fühlte, bei Ihnen sei meine Rettung, Sie seien mein Hort, meine Hoffnung und meine Zuflucht.“

„Das macht,“ sagte der Kaiser leise, „das

macht: Dein Herz verstand mich besser! Dein Herz wußte, daß ich Dich liebe! Ja, nun ist es ausgesprochen, nun schau' mich an, Du süßes, holdseliges Kind, schaue mich an und lache nicht über den alternden Mann, der es wagt, dem jungen, schönen Mädchen ein solches Bekenntniß zu machen! Ja, ich liebe Dich, Constanze, ich liebe Dich so leidenschaftlich und so glühend, wie nur ein Jüngling es vermag. Sieh, mein Herz hat lange geschwiegen, hat todt und kalt und still in meiner Brust gelegen, und ich habe es nimmer erwecken wollen! Ich war der Kaiser, ich mußte mein Herz unterdrücken. Und nun auf einmal, nun, da ich an der Grenze des Mannesalters stehe, nun erwacht mein Herz in aller Gluth und in aller Wonne der Leidenschaft! Seit ich Dich gesehen, Constanze, fühle ich, daß ich innerlich ein junger, leidenschaftlicher, zärtlicher Mann bin, trotz meiner Jahre, trotz aller Stürme, die mich umbraust haben, trotz der Kaiserkrone, die mein armes Haupt schmückt! Ja, mein armes Haupt, Constanze, denn ich mußte es beugen unter die Nothwendigkeit meiner Größe, ich mußte der Pflicht mein Herz zum Opfer darbringen. Wie ich Dich sah, in aller Deiner Unschuld und Lieblichkeit, da zog es wie ein Schmerzenssang

durch meine Seele: ach, warum bin ich der Kaiser, warum bin ich nicht ein freier Mann, daß ich diese holdselige Blüthe des Daseins an mein Herz drücken und lauschen kann mit seligem Entzücken auf die Offenbarungen ihrer Unschuld.

„Weil ich Dich liebte, Constanze, darum schien ich Dich zu fliehen, weil ich der Zaubergewalt Deiner süßen Worte nicht zu widerstehen vermochte, darum verschloß ich mein Ohr, wie Odysseus vor dem Zaubergesang der Sirene. Der Kaiser sollte mich lehren zu vergessen, daß ich ein Mann bin, ein Mann, dessen Herz glüht in Liebe, und nun hat ein einziger seliger Moment das Geheimniß aus meinem Herzen hervorgezaubert, und meine Lippen haben gesprochen, was sie ewig verschweigen wollten. Vergieb mir, Constanze, und sage mir nur das Eine: wenn ich frei wäre und um Dich werben könnte, wie ein Mann wirbt um das Weib, welches er liebt, würdest Du meine Hand ausschlagen? O, sage es mir, Constanze! Mein Herz leidet an bitteren Schmerzen, lege einen Balsam auf dasselbe, um diese Qualen zu beruhigen! Würdest Du meine Hand ausschlagen?“

Sie schaute ihn an mit einem langen Blick, und eine tiefe Purpurgluth übergoß ihre Wangen.

„Nein,“ sagte sie so leise, daß sein Ohr sie kaum verstand, „nein!“

Er drückte sie fester in seine Arme und preßte einen Kuß auf ihre Lippen, einen langen, zärtlichen Kuß! Aber dann mit einem tiefen Seufzer ließ er seine Arme von ihrer zarten Gestalt niedergleiten und trat zurück von ihr.

„Ich danke Dir, Constanze! Es war dunkel in meinem Herzen, und Du hast mit Deinem Nein eine Altarkerze in ihm entzündet, die niemals erlöschen wird! Nun sprich zu mir, nun sage mir, was ich thun, wie ich Dich erretten kann.“

„Erlösen Sie mich aus dem Hause meines Vaters,“ sagte sie leise und angstvoll, „ich fürchte Alles, ich fürchte den Tod, ich fürchte das Grab, ich fürchte eine gezwungene Ehe, ich fürchte den Haß meiner Verwandten und den Zorn meines Vaters!“

„Ist es denn möglich,“ rief Joseph, „möglich, daß ein Vater eine solche Tochter hassen kann?“

„Nicht er ist es vielleicht, der mich haßt,“ flüsterte sie leise, „aber meine Stiefmutter! Mein Vater liebt sie und ist durch diese Liebe ihr Sclave. Sie haßt mich, sie will mich entfernen, will mich begraben, sei es im Kloster, sei

es in einer Ehe! Mich begraben, um meiner los und ledig zu werden. Eure Majestät wissen, ich bin zu meinem Unglücke reich, die großen Besitzungen meiner Mutter in Böhmen sind auf mich vererbt, und mein Vater besitzt nichts außer den Zinsen meines Vermögens, deren Nießbrauch ihm bis zu meiner Volljährigkeit das Testament bestimmt! Wenn ich sterbe, dann ist er mein Erbe."

„Ich will den Grafen Rhineg reich machen," sagte Joseph ungestüm, „ich will ihm ein glänzendes Hofamt geben, ich will ihm aus meinem Privatvermögen eine Rente aussetzen, groß genug, daß ein Fürst damit zufrieden sein könnte."

„Er würde das nicht annehmen, Majestät," sagte Constanze, leise das Haupt wiegend, „Eure Majestät wissen wohl, er ist ein stolzer und unabhängiger Herr, der niemals Dienste annehmen wollte. Er gehört außerdem nicht zu den Freunden des freisinnigen Kaisers."

„Das heißt," sagte Joseph achselzuckend, „er gehört zu meinen Feinden, er gehört zu der Partei der frommen Priester, welche mich hassen? Aber er soll es erfahren, der Herr Graf von Rhineg, daß ich auch für ihn der Kaiser und der Herr bin. Er soll meinen Zorn fürchten lernen; er soll es wagen, ein einziges Haar Deines Hauptes

zu krümmen, soll es wagen, Dich zu bedrohen — und ich werde ihm beweisen, daß ich seine Umtriebe kenne und daß ich nicht der Mann bin, der die im Dunkeln schleichende Bosheit fürchtet. Ich kenne alle seine geheimen Pläne, ich weiß, mit wem er verkehrt, weiß, daß sich bis Rom hin seine Intriguen und geheimen Umtriebe erstrecken! Der Graf von Rhineg soll sich hüten, den Kaiser zu reizen, denn er würde alsdann die Schwere meines Armes fühlen. Dies, Constanze, sollst Du ihm sagen, Du sollst ihn warnen vor dem Zorne des Kaisers, sollst ihm sagen, daß nur Deine Gegenwart ihn schützt, daß nur, wenn er Dich mit zärtlicher Sorgfalt umgiebt, Deinen Willen und Deine jungfräuliche Ruhe ehrt, daß nur dann der Kaiser Nachsicht und Milde üben wird."

„Ich kann ihm nimmer das sagen, er darf nicht wissen, daß ich den Kaiser gesprochen, denn er wäre im Stande, in seinem Zorn mich zu ermorden, Majestät. O, Sie kennen meinen Vater nicht! Er scheint sanftmüthig und ruhig, aber zum Zorne gereizt, ist er ein Tiger, der seines eigenen Kindes nicht schonen würde, und dann ist da meine Stiefmutter, diese stolze, leicht gereizte ungarische Gräfin, welche niemals ver-

gißt, daß sie aus dem großen Hause der Batthyanyi stammt! Sie rühmt sich der furchtbaren Thaten ihrer Urgroßmutter, welche dereinst gehaust auf dem alten Schlosse Munkacs und dort furchtbare Blutthaten geübt hat. Jede Drohung, gegen meinen Vater ausgestoßen, wäre für mich eine erhöhte Gefahr."

„Mein Gott, was kann ich denn thun?" rief der Kaiser. „Da stehe ich nun, ein armer, machtloser Mann! Die Welt nennt mich einen Kaiser und preist meine Herrlichkeit, und ich kann das Liebste nicht erretten von Gefahr und Noth! Sage mir, Constanze, was kann ich thun?"

„Ich weiß es nicht, o mein Gott, ich weiß es nicht," flüsterte sie, „ich folgte dem Instincte meines Herzens, welches mich zu meinem Kaiser zog. Ich kam, um Hülfe zu begehren, und nun weiß ich nicht, worin sie bestehen könnte! Nur dies Eine könnte mich vielleicht erretten, wenn Eure Majestät den Gemahl, welchen man mir bestimmt hat, entfernen könnten, oder wenn man ihn auf irgend eine Art veranlassen könnte, von der Werbung zurückzustehen. Dann wäre mindestens Zeit gewonnen und ich hätte dann nicht gegen zwei Gefahren zu gleicher Zeit zu kämpfen."

„Du hast Recht, Constanze,“ sagte der Kaiser gedankenvoll, während er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab ging, „wie heißt der Freier, der jetzt um Dich wirbt?“

„Es ist der Graf von Kinsky.“

„Ah!“ rief Joseph, „der verschuldete, verschwenderische Graf! Armes Kind, er liebt Dich nicht um Deiner Schönheit, Deiner Jugend und Unschuld willen, er liebt Dich um Dein Geld. Nun, das ist diesmal ein Glück, ich werde Dich von diesem Freier erlösen, Constanze, und dann wollen wir sehen, ob wir auch von der andern Gefahr, vom Kloster, Dich erlösen können. Aber jetzt, Du holdes, süßes Kind, laß mich an Dich eine Frage thun. Liebst Du mich, den Joseph, den Mann, der Dich anbetet, der sein Blut tropfenweise hingeben könnte für Dein Glück? Liebst Du ihn heiß genug, um für ihn die Welt, die Ehre hinzugeben, der Schande zu trotzen und nicht zu fragen nach Dem, was die öffentliche Meinung, was die Welt über Dich sagt? O, antworte mir noch nicht, höre mich erst zu Ende, Constanze, ich kann Dir meine Hand nicht bieten, wie ein anderer Ehrenmann der Geliebten seines Herzens thut! Ich kann Dir nicht meinen Rang, meinen Namen und Stand geben, ich kann nicht

an meiner rechten Hand Dich hinführen zum Traualtar, nicht Dich zu meiner rechtmäßigen Gemahlin erheben; ich bin gebunden, denn ich bin der Kaiser! Aber ich kann Dir mein Herz bieten, mein Leben und meine Treue, ich kann an meiner linken Hand Dich zum Altar führen, kann unter irgend einem Namen, den Du wählen mögest, Dich zu einer Fürstin erheben, und ich werde meine Hofleute wohl zwingen, daß sie vor Dir so tief sich beugen, als wärest Du die Kaiserin, die rechtmäßige Gemahlin. Ich biete Dir meine Hand, Constanze, willst Du sie annehmen, so wie ich sie biete, treu, redlich, in Liebe und Wonne zum festen, ehelichen Bunde? Wenn Du es willst, Constanze, wenn Du um meinetwillen der Welt und Deinem Vater trotzen willst, wenn Du den Muth hast, Alles hinzugeben für die Liebe, dann, Constanze, bleibe bei mir; in dieser Stunde noch will ich den Priester rufen, daß er uns verbinde und den Segen der Kirche über uns ausspreche.

„Ich nannte mich vorher einen armen Mann, weil ich der Kaiser bin, nun aber sage ich: Gott sei Dank, ich bin der Kaiser, und ich habe die Macht, Diejenige, welche ich liebe, und welche mich liebt, an meine Seite zu stellen zu unauf-

löslichem Bunde, willst Du es annehmen, was ich Dir biete, Constanze?"

Sie legte ihre kleine, schmale Hand auf seine Schulter und blickte ihm tief in die Augen. „Ich liebe Sie und bin bereit, Ihnen das höchste Opfer darzubringen."

„Du willigst ein!" rief er leidenschaftlich, „Du willst die Meine werden!"

Sie schüttelte langsam ihr Haupt. „Sie mißverstehen mich, Majestät, ich liebe Sie und bin bereit, Ihnen das höchste Opfer darzubringen, das heißt, Ihnen zu entsagen. Es darf auf den Namen meines Kaisers auch nicht ein Schatten fallen. Man soll nicht sagen, daß Joseph einer Schwäche seines Herzens nachgegeben, daß er einen Moment auch nur klein gewesen, wie andere Menschenkinder. Das Herz meines Kaisers gehört der Welt, gehört seinem Volke, nicht einer einzigen Frau; und was Sie jetzt in dem Sturm des Momentes mir gesagt, Joseph, das würden Sie gar bald bereuen. Mein Kaiser ist ein Mann der Wahrheit und des Lichts, und nichts Falsches und Lügenhaftes kann er neben sich dulden! Ein Weib, das Joseph liebt, kann nur als seine Kaiserin an seiner Seite stehen, ein Weib, das er dieses hohen Glückes werth befunden, sein Herz

zu besitzen, wird er nicht verdammen wollen, eine zweifelhafte, lügnerische Stellung an seiner Seite einzunehmen.

„Eine Frau linker Hand, was ist das, mein geliebter Herr?

„Es ist eine geschminkte Lüge, es ist eine aufgeputzte Schande; es heißt Gott versuchen und des Sacramentes spotten; es heißt einer Maitresse ein Comödienmäntelchen von falschem Hermelin umhängen und mit geborgtem Flitter ihre Schande bedecken wollen. Sie sagen, daß Sie mich lieben, Joseph, nun — schauen Sie mir fest in's Auge und antworten Sie mir: soll ich annehmen, was Sie mir bieten, soll ich die zweifelhafte Stellung einer Gemahlin linker Hand einnehmen?"

Seine großen, blauen Augen hefteten sich fest auf ihr schönes, liebliches Angesicht und ihre Blicke begegneten sich in einem langen, zärtlichen Anschauen. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust und er preßte die Lippen zusammen, als wolle er einen Schrei unterdrücken.

„Antworten Sie mir," wiederholte sie leise, „soll ich es annehmen?"

„Nein," antwortete er hoch aufathmend, „nein, Constanze, Sie sollen es nicht! Ich liebe Sie so

sehr, daß ich Sie lieber mit einem Heiligenschein, als mit einem zerrissenen Myrtenkranze sehen will. Gehen Sie, Constanze, kehren Sie zurück zu Ihrem Vater, ich werde Sie befreien von dem lästigen Liebhaber und ich werde Ihrem Vater sagen, daß meine Augen offen sind, und daß jede Beleidigung, die er Ihnen anthut, von mir gerächt werden wird! Ich stelle Sie von dieser Stunde an unter meinen Schutz. Das heißt," fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „das heißt, unter den Schutz des Kaisers, welcher wohl das Recht hat, sich den Vater seiner Unterthanen zu nennen. Leben Sie wohl, Constanze; kehren Sie zurück in das elterliche Haus, der Segen meiner Liebe waltet über Ihnen und wird Sie begleiten auf allen Ihren Wegen. Reichen Sie mir Ihre Hand dar, schauen Sie mich noch einmal an, Constanze! Ich liebe Sie, glühend, leidenschaftlich und zärtlich, ich möchte mein Herzblut für Sie hingeben, und ich sage Ihnen nur dieses, gehen Sie zurück in Ihres Vaters aus, ich werde Sie beschützen und behüten, und in meinen heiligsten und schönsten Stunden werde ich mir sagen: Constanze liebt mich und wird mich nie vergessen."

„Ja," sagte sie fest, „Constanze liebt Sie,

Joseph, und wird Sie nie vergessen und wird nicht aufhören, für ihren Kaiser zu beten und sich seiner Größe und seiner Herrlichkeit zu freuen. Ich gehe! Sie werden mich erlösen von dem lästigen Freier, und alles Uebrige gebe ich Gott anheim."

Sie grüßte ihn mit einem leisen Neigen ihres Hauptes und schwebte dann durch das Gemach hin nach der Thür des Controlorganges.

Er folgte ihr nicht, schaute nur, mitten im Zimmer stehend, ihr nach; sah, wie sie die Thür öffnete und hinausging, hörte, wie leise die Thür sich hinter ihr schloß; ein tiefer Seufzer, fast ein Schrei, quoll aus seiner Brust hervor, und er legte seine beiden Hände vor sein Angesicht.

So stand er lange da, ächzend vor innerer Qual, schwankend die Gestalt, im Sturm der Leidenschaft. Dann, nach einer langen Zeit, ließ er langsam die Hände wieder niedergleiten.

„Es ist vorüber," sagte er, „der Mann hat ausgelitten, der Kaiser lebt."

Er meinte es wohl, aber er fühlte dennoch, daß es nicht so sei, der Mann litt noch. Der Mann klagte noch in ihm, und nicht wie sonst verließ der Kaiser jetzt sein Arbeitscabinet, um in den Geheimrathsaal zu gehen.

Er begab sich in sein Wohnzimmer; es war ihm, als fände er dort einen Freund, dem er seine Schmerzen klagen, dem er seine Leiden bekennen dürfe.

Ja, der Freund war da in dem Wohnzimmer! Dort das Clavier, das war der Freund, dem Joseph oft die Schmerzen klagte, die er den Kaiser nicht wissen lassen durfte!

Vor dem Clavier ließ er sich nieder mit einem tiefen Seufzer. Ein Blatt mit beschriebenen Noten lag auf dem aufgeschlagenen Pult. Mozart hatte gestern dieses Blatt gebracht und hatte den Kaiser gebeten, es von ihm anzunehmen als Huldigung; denn vor seinen Ohren habe, während er diese Baß-Arie componirte, immer die Stimme des Kaisers getönt, den er jüngst beim Erzherzog Hieronymus singen gehört, und für seinen Kaiser habe er das Lied gedichtet.

Aber der Wolfgang Mozart wußte nicht, daß er das Lied nicht für den Kaiser, sondern für den Mann Joseph componirt hatte, und dieser war es, der jetzt mit leise bebender Stimme die Arie sang, bis allgemach sich die Stimme hob und voll in mächtigen Tönen begann: „Io ti lascio, o cara addio.“

Die Herren draußen im Vorzimmer hörten

wohl die mächtige, fast jubelnde Stimme des Kaisers, aber sie sahen nicht die Thränen, die langsam, während er sang, über die Wangen des Mannes niederrollten!

4.
Im Ahnensaal.

Die Equipage der Comtesse Constanze von Rhineg fuhr mit donnerndem Geräusch in die Vorhalle des Palastes ein; der Lakai sprang vom Bock nieder, um den Schlag zu öffnen. Aber Graf Rhineg, der in demselben Momente in der breiten Glasthür am Ende der Marmortreppe erschien, schob ihn heftig zurück, öffnete selbst den Schlag und reichte seiner Tochter den Arm, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein und sie die Treppe hinauf zu führen.

Constanze warf einen angstvollen, forschenden Blick auf sein Angesicht, und der ernste und finstere Ausdruck desselben machte sie innerlich erbeben.

Kein Wort kam von den Lippen des Grafen,

während er langsam und feierlich, die Hand der Tochter fest an seine Seite drückend, die mit Teppichen belegte Marmortreppe hinaufschritt. Nicht Einmal wandte er den Blick zu ihr hin, fest geschlossen waren seine Lippen, und eine schwere Wolke verdüsterte seine Stirn. Als sie die letzten Stufen der Treppe erstiegen, wollte Constanze sich nach der Seite des langen Corridors wenden, auf welcher ihre eigenen Zimmer gelegen waren. Aber der Graf drückte ihre Hand nur fester an sich und wandte sich nach der anderen Seite des Corridors hin. Sie fragte nicht, wohin er sie führe, sie ließ still und geduldig geschehen, was er über sie verhängen wollte.

In den großen Saal führte der Graf sie hinein, in den Saal, in welchem in lebensgroßen Bildern die ernsten Antlitze der Ahnen herniederschauten zu dem jungen, schönen Mädchen, das bleich, aber doch mit fester Haltung an der Seite des Vaters eintrat.

Aus der tiefen Fensternische dort drüben zwischen den schweren Vorhängen von goldgesticktem Sammet traten jetzt zwei Gestalten hervor. Eine hohe, stolze Frauengestalt und neben ihr ein junger Mann von bleichem, schwächlichem Aussehen mit den Spuren durchschwelgter Nächte in

seinen schlaffen Zügen. Beide hielten sie die großen, dunklen Augen fest auf das junge Mädchen gerichtet, das bei ihrem Anblick noch bleicher geworden war und zögernd nur sich von ihrem Vater vorwärts führen ließ, den Beiden entgegen.

Immer noch war kein Wort gesprochen, immer beobachtete der Graf dasselbe beängstigende Schweigen, mit welchem er seine Tochter empfangen hatte. Jetzt, da sie inmitten des Zimmers standen, zur Seite der Dame und des jungen Mannes, neigte der Graf leise sein Haupt und wandte sich an seine Tochter.

„Constanze,“ sagte er, „Du siehst es, wir wollen einen Familienrath halten, deshalb habe ich Dich in den Ahnensaal geführt, und meine Ahnen sollen hören, was ich, der Graf Rhineg, meiner Tochter zu sagen habe! Wären statt der Bilder Deine Ahnen selber hier, so würden die Hände, die jetzt ernst sich ineinanderfalten, sich aufheben in Zorn gegen Dich, so würden die Augen, die jetzt ruhig zu Dir niederschauen, sich bewaffnen mit Blitzen, um die Tochter unseres großen und edlen Stammes in den Staub zu werfen.“

Constanze hob langsam die Blicke zu ihrem

Vater empor. „Was ist es, dessen meine Ahnen mich beschuldigen könnten?" sagte sie ruhig und kein Zittern bewegte ihre zarte Gestalt. „Was habe ich gethan, daß der Zorn meiner Ahnen mich treffen könnte? Was habe ich gethan, daß mein Vater mit so düsterer Miene zu seiner Tochter, seiner einzigen Tochter sprechen kann?"

„Das kannst Du noch fragen?" rief die Gräfin Rhineg mit lauter, zorniger Stimme, „Du hast noch den Muth, mit so unschuldsvoller Miene und so erstaunt über die Anklage vor Deinem Vater und Deiner Mutter, vor Deinem Bruder und Deinen Ahnen zu erscheinen? Was Du gethan? Sage es ihr, Graf Rhineg! Sage Deiner schamlosen Tochter, was sie gethan, damit sie nicht mehr wage, ihr Auge mit so stolzem Ausdruck zu uns zu erheben!"

„Ja, ich will es Dir sagen!" rief der Graf, den die heftigen Worte seiner Gemahlin zu größerem Zorn aufgeregt hatten, „ich will es Dir sagen, entartete Tochter! Du hast Deine Eltern hintergangen, Du hast mit Lug und Trug uns umgarnt, und hast schamlos zu geheimer Zusammenkunft Dich verkleidet in die kaiserliche Burg begeben! Ah, jetzt zitterst Du, denn Du erkennst, daß wir Alles wissen! Ja, Gott sei

Dank, noch giebt es treue Seelen, welche Dich überwachen und mir sagen, was Du thust! Höre jetzt von mir, was Du gethan hast!

„Du bist von hier fortgefahren unter dem Vorwande, Dich zu unserer alten Verwandten, der Clarisser Nonne, zu begeben! Du hast mit schmeichlerischen Reden das Herz der alten Nonne bethört, daß sie auf Deine frevlerischen, sündigen Pläne eingegangen ist! Als Nonne verkleidet bist Du mit ihr hinübergegangen in den Klostergarten, um dort durch eine geheime Pforte auf die Straße zu gelangen, dann bist Du in die Kaiserburg gegangen, unter Bettlern und elendem Gesindel hat meine Tochter in dem Controlorgang gestanden und gewartet, bis der Kaiser Joseph in seiner zur Schau getragenen comödienhaften Langmuth erschien, um die Beschwerden der Elenden und der Bettler anzuhören. Und da ist meine Tochter mit dem Kaiser in sein Cabinet eingetreten, da hat sie, ihres edlen Namens vergessend, mit dem leichtfertigen und lasterhaften Kaiser, der, wie man ja weiß, die vorübergehenden Aventuren liebt, eine lange Zusammenkunft gehabt.

„Dann ist sie zurückgekehrt in das Kloster, hat ihre Verkleidung abgeworfen, um jetzt mit dem

Ausdruck einer fälschlich Beschuldigten vor uns zu erscheinen! Es wird Dir jetzt vielleicht belieben, zu sagen, daß das Alles nur Erfindung ist, und daß Du nur bei Deiner alten Tante im Clarissserinnen-Kloster Trost gesucht hast für die Schmerzen, mit denen Dein Vater Dich bedrückt, nicht wahr?"

„Nein!" erwiderte die Comtesse ruhig und fest, „das werde ich nicht sagen, mein Vater, Sie wissen, was ich gethan, und es ziemt mir nicht zu leugnen! Ja, ich bin zum Kaiser gegangen, ich habe den edelsten, besten Monarchen, der sich den Vater seines Volkes nennen darf, ich habe ihn um Schutz und Beistand angefleht!

„Um Schutz und Beistand!" schrie ihr Vater, ihre beiden Hände packend, „um Schutz und Beistand, gegen wen? Gegen Deinen Vater! Gegen die Gesetze unseres Hauses, welche den Töchtern gebieten, zu gehorchen und dem Willen ihrer Eltern sich zu fügen! Gegen Deinen Vater hast Du den Schutz des Kaisers angefleht!"

„Nein, nicht gegen meinen Vater!" sagte Constanze mit bebenden Lippen, „nein, nicht gegen Dich, sondern —"

„Sondern gegen mich, nicht wahr?" unterbrach sie die Gräfin heftig, „gegen die Stief-

mutter, welche das junge, schöne Töchterlein haßt, welches sie beseitigen und tödten möchte, wie's im Märchen heißt? Nicht wahr, Deine Stiefmutter hast Du angeklagt? Und Du meinst, es sollte Dir Jemand das Märchen glauben, Du meinst, der Kaiser, so verblendet er auch sonst sein möge, ließe sich so dupiren, daß er ein Märchen für Wirklichkeit hielte!"

„Und auch ich," rief der junge Mann mit einem lauten, spöttischen Lachen, „auch ich werde wohl meinen Theil bekommen haben von meiner tugendsamen Schwester! O, ich höre schon, was meine schöne Schwester dem Kaiser vorgeflötet hat: mein Vater ist ein schwacher Mann, der sich leiten läßt von der grausamen Stiefmutter! Und da ist mein Bruder, ein liederlicher, junger Mensch, welcher Alles vergeudet und den es gelüstet nach meiner Erbschaft! Sie wollen mich tödten oder verkaufen! Rette mich, mein Kaiser, rette mich vor der bösen Stiefmutter und dem schnöden Stiefsohn!"

„Ja," antwortete Constanze fest, und ein glühender Blick voll Verachtung schweifte über die Gestalt ihres Bruders. „Ja, so habe ich gesprochen, habe gesagt: Majestät, retten Sie mich vor den bösen Absichten meiner Stiefmutter und

meines Bruders, welche meinen Vater umgarnt haben! Ach, mein Vater glaubt auch mich zu hassen, während ich doch weiß, daß er mich liebt. Retten Sie mich vor dem Hasse und der Habsucht! Das habe ich dem Kaiser gesagt, und angefleht habe ich ihn um Hülfe und Beistand!"

„Und er hat sie Dir zugesagt?" fragte der Graf hastig. „Was schweigst Du jetzt und giebst nicht Antwort auf die Frage Deines Vaters! Was hat er Dir gesagt?"

„Gott weiß es!" sagte Constanze nach einer langen Pause, „er allein hat es gehört, was ich mit dem Kaiser gesprochen, aber keines Menschen Ohr soll es vernehmen!"

„Du weigerst Dich, mir zu antworten?" rief der Graf zornig.

„Ja," sagte sie ruhig, „ich weigere mich! Kein Wort von Dem, was der Kaiser mit mir gesprochen, wird je über meine Lippen kommen!"

„Das heißt," rief die Gräfin zornig, „Du sagst Dich von Deinem Vater und Deiner Mutter los, Du sagst Dich damit los von Deinem Gott und Deinem Beichtvater! Du willst auch in der Beichte dem Priester nicht bekennen, was Du mit dem Kaiser gesprochen!"

„Nein, ich will es nicht," sagte sie ruhig,

„Gott weiß es, und er schaut in mein Herz! Niemand soll es erfahren, auch nicht der Beichtvater! Es ist ein Geheimniß, das ich mit mir nehme durch mein ganzes Leben, und das ich selbst in meiner Sterbestunde keinem menschlichen Ohr anvertrauen werde!"

„Du siehst es, mein Gemahl," rief die Gräfin außer sich, „es ist, wie ihr Beichtvater, der fromme Pater Thomas, gesagt hat! Sie ist eine Abtrünnige, sie hat das Gift der sogenannten Aufklärung eingesogen! Sie gehört zu den Ketzern und Verdammten! Sie will die Beichte nicht mehr halten, sie will Geheimnisse haben vor Gott! Es ist wahrlich hohe Zeit, daß dieser störrische Sinn gebrochen werde, daß wir sie erretten von der Gefahr des Ketzerthums, mit welchem der ungläubige Kaiser uns Alle bedroht!"

„Ja, es ist hohe Zeit," rief der Graf, „dieses Gift der Aufklärung, welches von der Kaiserburg hinausspritzt über alle österreichischen Lande, es soll zum mindesten nicht in meine Familie die Saat des Verderbens ausstreuen. Mein Haus wenigstens soll bewahrt bleiben vor der unheiligen Aufklärung, und ich werde meine Tochter zwingen, ihrem Gotte und ihrer Kirche getreu zu bleiben! Ich werde sie zwingen, die

Ehre ihres Hauses, die Ehre ihrer Ahnen heilig zu halten! Wir wollen das verirrte Schaf wieder zurückführen auf den rechten Weg, und wenn es nicht mit Güte gehen will, so zwingen wir sie mit Gewalt!

„Constanze,“ fuhr er fort, sie ernst anblickend, „ich habe Dich hierher berufen in den Ahnensaal, um im Beisein Deiner Mutter und Deines Bruders Dir zu sagen, was im Familienrathe über Dich beschlossen ist!

„Der Graf von Kinsky hat bei mir um Deine Hand angehalten, ich habe sie ihm zugesagt, und Du wirst noch heute den Grafen als Deinen Verlobten empfangen, Du hast meine Worte gehört. Bist Du bereit, meinem Befehl zu gehorchen?“

„Ich habe Ihre Worte gehört, mein Vater,“ erwiderte sie ruhig, „aber ich kann Ihnen nicht gehorchen!“

„Du wagst es also, Dich aufzulehnen gegen den Willen Deines Vaters?“ rief der Graf bebend vor Zorn.

„Mein Vater, ich flehe zu Ihnen um Vergebung!“ sagte sie sanft, „aber es giebt noch ein höheres Gesetz, als den Gehorsam gegen den Vater, das ist das Gesetz der ewigen Liebe und

der heiligen Treue! Ich kann nicht die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht liebe, dem ich niemals Treue schwören könnte! Ich will nicht hintreten vor den Altar Gottes mit einer Lüge auf den Lippen, ich kann nicht Comödie spielen mit dem heiligen Sacramente! Ich liebe den Grafen Kinsky nicht, und ich kann daher nicht seine Gemahlin werden!"

„Du hörst es, mein Gemahl," rief die Gräfin mit zornblitzenden Augen. „O, ich hatte Recht, sie ist eine störrische, ungehorsame Tochter. Sie kann nicht die Gemahlin des edlen und reichen Grafen von Kinsky werden! Sie kann nicht dem Willen ihres Vaters gehorsam sein! Sie kann nicht, weil sie ihn nicht liebt! Das sind die empfindsamen neuen Ideen der Aufklärung! Das Wort der Bibel: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!" das gilt nicht mehr für das neue Geschlecht, welches dem Kaiser anhängt! Man hat jetzt das Recht, ungehorsam zu sein gegen die Gesetze Gottes und nur sich unterzuordnen seinem eigenen Willen!

„Man entläuft mit einem Manne, wenn man ihn liebt! Man eilt zu ihm hin, erkämpft sich ein Rendezvous mit ihm, das Alles ist erlaubt, wenn man ihn liebt! Aber man gehorcht seinen

Eltern nicht, man widersetzt sich ihnen, und man bildet sich dabei noch ein, daß das der persönlichen Würde eine Genugthuung ist, wenn man sich weigert, seinem Vater zu gehorchen!"

„Ja, Frau Gräfin, so ist es!" sagte Constanze ruhig, „man will vor allen Dingen seiner persönlichen Würde genugthun, und man will nicht verkauft werden an einen Mann, den man nicht liebt, den man verabscheut und haßt, weil man sehr wohl seine Pläne und seine Absichten kennt! Mein Vater, ich bitte um Verzeihung, aber ich kann nimmermehr die Hand des Grafen annehmen und mich verkaufen lassen!"

„Dann also," sagte der Graf, dessen Augen aufleuchteten in Zorn, fast in Haß, „dann bist Du entschlossen, den Schleier zu nehmen? Denn nur diese Wahl lasse ich Dir: entweder Du nimmst die Hand des Grafen von Kinsky an und wir erklären Dich noch heute als seine Verlobte, oder Du verläßt in dieser Stunde noch unser Haus und begiebst Dich als Novice in das Kloster, welches wir zu Deiner Aufnahme bestimmt! Entscheide Dich jetzt."

Constanze schaute ihm angstvoll in's Angesicht, sie las in seinen ernsten, unbeweglichen Zügen, daß nichts mehr für sie zu hoffen, daß

sie verloren sei! Und nun überkam sie eine fürchterliche Angst, ein tiefes Grauen vor der Zukunft. In Thränen ausbrechend, sank sie vor ihrem Vater auf die Kniee nieder.

„Erbarmen, mein Vater! Ich bin noch so jung, ich habe noch so wenig vom Leben gesehen! Stoßt mich nicht in das offene Grab des Klosters, fesselt meine Hände nicht mit den furchtbaren Ketten einer verhaßten Ehe! Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich des Glückes, der Hoffnung berauben wollt?

„O, Mutter! ich wende mich zu Ihnen! Gedenken Sie Ihrer Jugend! Auch Sie haben gehofft auf Glück und Freude! Sie haben es erlangt durch meinen Vater, den Sie liebten! Lassen Sie auch mich warten, bis der rechte Mann gekommen ist, dem ich in innigem Vertrauen meine Hand darreichen und mich ihm weihen will für das ganze Leben! Was habe ich gethan, daß Ihr mich verstoßen wollt? Bin ich sonst nicht stets eine gehorsame Tochter gewesen? Habe ich nicht sonst mich Ihrem Willen und Ihren Anordnungen gefügt, mein Vater? Habe ich je die Ehrfurcht verletzt, die ich Ihnen und Ihrer Gemahlin, meiner Mutter, schuldig bin?"

„Und ich frage Dich, Robert, hast Du mir

irgend Etwas vorzuwerfen? Habe ich Dich nicht geliebt als eine Schwester? Nicht, so viel ich es vermochte, Dir Vorschub geleistet in Allem, was Du wünschtest und wolltest?"

Der junge Graf zuckte die Achseln. „Du siehst, meine Mutter, es beliebt der jungen Comtesse, mich daran zu erinnern, daß sie mir zuweilen von ihrem Ueberfluß gegeben und dem armen Grafen, ihrem Bruder, Wohlthaten erzeigt hat!"

„Ach, Du weißt wohl, Robert," sagte sie traurig, „daß es nicht deshalb ist, ich wollte Dein Herz nur mahnen an die Schwesterliebe, die ich Dir geweiht und die Du niemals mir vergolten hast! O, ich bin ein armes, beklagenswerthes Geschöpf! Ich flehe zu Euch, habt Erbarmen mit mir! Nehmt mir Alles, was ich besitze, nehmt meinen Reichthum, nur laßt mir das Einzige, das höchste Gut des Menschen, laßt mir meine Freiheit! Habt Erbarmen mit mir! Laßt mich nicht zu einer Verbrecherin werden! Denn meineidig würde ich, wenn ich hintreten sollte vor Gottes Altar mit einer Lüge auf den Lippen! Eine Verbrecherin wäre ich, wenn ich den Schleier nähme, nicht um eine Braut Gottes zu werden, sondern um des heiligen Gelöbnisses zu spotten

und statt der Gebete Verwünschungen auf meinen zitternden Lippen zu haben!

„O, mein Vater, Du antwortest mir nicht, und Sie, meine Mutter, schauen mich an mit spöttischer Miene! Hört meine flehende Stimme! Nehmt mir Alles! Ich will Euch Alles, was ich besitze, verschreiben! Gönnt mir nur das Eine, daß ich mich in die Ferne begebe! Unter fremdem, angenommenem Namen will ich mir meine Existenz schaffen! Mein Reichthum ist mein Verbrechen, nehmt dieses Verbrechen von mir, und ich will Euch danken dafür!"

„Es ist genug," sagte der Graf feierlich, „genug der Lästerungen und Verleumdungen gegen Deine Familie! Stehe auf, Du hast Dein Schicksal gewählt und Du sollst es haben. Die entartete Tochter, welche der heiligen Gesetze spottet und ihren Eltern nicht gehorchen will, bedarf noch der Erziehung, und sie soll ihr werden! Stehe auf!"

Er riß sie gewaltsam empor und zog sie vorwärts.

„Ihr Ahnen meines Hauses," rief er laut, indem er, sie fest an seiner Hand führend, mit ihr an der langen Reihe der Ahnenbilder dahinschritt, „ich zeige Euch meine entartete Tochter.

Sie neigt vor Euch ihr Antlitz, ihr Haupt zum letzten Mal! Es ist Gesetz unseres Hauses, daß die Töchter demuthsvoll dem Willen der Eltern sich fügen! Meine Tochter wagt es, sich aufzulehnen gegen dies heilige Gesetz, und wir müssen deshalb ihr Haupt beugen, damit sie lerne, sich zu fügen! Schaut sie an, meine Ahnen, mit Euren erhabenen Augen und sprechet einen Fluch über ihr schuldiges Haupt!"

„Nein!" rief Constanze mit lauter, hallender Stimme, „nicht also, meine Ahnen! Ihr seht hier vor Euch ein unglückseliges, beklagenswerthes Mädchen, welches verfolgt und gehaßt wird nicht um Dessentwillen, was sie gethan, sondern um Dessentwillen, daß sie lebt! O Gott, ich flehe zu Dir um einen Blitzstrahl, daß er mich todt niederwerfe zu den Füßen meiner Verwandten. Dann wird ihr Wunsch erfüllt sein, dann werden sie triumphiren! Denn nichts trennt sie mehr von dem Erbe meiner Mutter!"

„Lästerin, wehe Dir, und Fluch über die unnatürliche Tochter!" rief der Graf, indem er die gewaltige Faust emporhob und sie zerschmetternd niederfallen ließ auf das Haupt der Tochter!

Sie stieß einen lauten Schrei aus und sank bewußtlos zusammen, sank nieder zu den Füßen

der Ahnenbilder, deren ernste Gesichter unbeweglich und kalt hineinstarrten in den stillen Raum. Denn still war's nun im Saale. Der Graf, von seiner eigenen Heftigkeit erschreckt, beugte sich nieder und schaute in das bleiche Angesicht und horchte auf den Athem, der unhörbar fast von den Lippen seiner Tochter zitterte.

Die Gräfin war zu ihm herangetreten und beugte sich jetzt über Constanze nieder.

„Fürchte nichts, mein Gemahl," sagte sie, „es ist nur eine Ohnmacht! Sie wird vorübergehen, und sie ist vielleicht zu ihrem Heile! Robert, steht der Wagen bereit an der kleinen Seitenpforte?"

„Ja, meine Mutter!"

„So hilf Deinem Vater sie aufheben, und Ihr Beide tragt sie hinunter! Es ist gut, daß es kein Geschrei giebt und kein Aufsehen! Wenn sie dann erkannt hat, daß Deine Worte keine leere Drohung waren, wenn sie im Kloster erwacht, dann wird sie auch innerlich zur Besinnung kommen und wird sich gehorsam dem Willen ihres Vaters fügen! Es wird eine kleine Lection sein, und sie wird dem störrischen Herzen unserer schönen Tochter recht gut thun! Hebt sie auf und tragt sie fort!"

5.

Der Kaiser als Beichtvater.

„Ich habe Sie rufen lassen, Graf Kinsky," sagte der Kaiser, indem er in den kleinen Audienzsaal eintrat und mit einem raschen Kopfnicken den jungen Mann begrüßte, welcher ehrerbietig sich verneigte.

„Ich habe Sie rufen lassen, weil ich vertraulich mit Ihnen reden wollte. Ihr Vater hat meiner Mutter große Dienste geleistet, und ich will an dem Sohne vergelten, was ich dem Vater an Dankbarkeit schulde. Es sind Klagen über Sie eingelaufen, schwere und harte Klagen."

Der junge Graf hob das bleiche Angesicht mit den welken Zügen langsam zu dem Kaiser auf, und seine trüben braunen Augen begegneten ohne Scheu den flammenden Augen des Kaisers.

„Das überrascht mich nicht, Majestät," sagte er ruhig, „es hat ja ein Jeder seine Feinde und Neider, und ich glaube, daß es in dieser Stunde in Wien nicht einen einzigen Menschen giebt, von dem man nichts Böses spricht und über den man nicht klagt. Darf ich an Eure Majestät die Frage richten, was man mir vorzuwerfen hat und wer meine Ankläger sind?"

„Wer Ihre Ankläger sind? Ich will es Ihnen sagen, Graf: die öffentliche Meinung ist es! Die öffentliche Meinung, welche Ihnen vorwirft, daß Sie Ihre Jugend, Ihre Kräfte elendiglich vergeuden, wie Sie schon das Vermögen, welches Ihr Vater Ihnen hinterlassen, vergeudet haben. Ich weiß, Ihr vornehmen jungen Männer vermeint, daß für Euch die kaiserliche Kasse immer offen sein müsse und daß man in der Kaiserburg zu Wien keine anderen Geschäfte habe, als die Wunden zu heilen, die Ihr mit Eurer eigenen Lasterhaftigkeit Euch schlagt. Es war so in früheren Zeiten. Um Skandal zu vermeiden und die Schäden unserer Aristokratie nicht offen aufzudecken vor dem Volke, hat man Vieles vertuscht, Vieles wieder gut zu machen gesucht. Aber ich habe Sie hierher rufen lassen, Graf, um Ihnen zu sagen, daß jetzt eine neue Zeit

herangebrochen ist, in welcher Jeder seinen eigenen Mann stehen muß, und in welcher der Name, die Geburt nichts mehr bedeuten, ja Denen nur zum großen Vorwurf gereichen, welche vermeinen, sündigen zu können, weil sie die Ehre haben, von vornehmen Ahnen abzustammen. Wollen Sie sich das merken, Graf Kinsky?"

Der junge Graf verneigte sich und murmelte nur einige leise Worte, welche der Kaiser nicht verstand.

„Sagen Sie mir jetzt," fuhr Joseph rasch fort, „was gedenken Sie nun anzufangen? Sie sind, wie ich mit Bestimmtheit weiß, ein ruinirter Mann; Sie nennen nichts mehr Ihr Eigen, Ihr Hôtel, Ihre Equipagen, Ihr Silbergeräth, kurz Alles, was Sie besitzen, ist den Wucherern und Gläubigern verfallen. Ich weiß es wohl, und man läßt Ihnen das Alles nur so lange, bis Sie auf die eine oder andere Art Ihre Gläubiger befriedigen können. Sie haben versprochen, dies in vierzehn Tagen zu thun. Ich frage Sie nun, wie Sie das bewerkstelligen wollen? Antworten Sie mir, Graf Kinsky, und machen Sie nicht ein so verlegenes, blödes Gesicht! Ich kenne Sie und ich weiß, daß die Blödheit just nicht zu Ihren Untugenden gehört. Sprechen Sie also,

wie wollen Sie es anfangen, Ihre Gläubiger zu befriedigen? Ich befehle es Ihnen, mir zu antworten, aufrichtig und ehrlich, wie es dem Manne geziemt."

„Wenn Eure Majestät es befehlen, nun so werde ich Antwort geben," sagte der junge Graf leise. „Es ist wahr, die Spione haben Eure Majestät gut bedient! Es ist wahr, ich habe Alles verschwendet, ich schulde meinen Gläubigern ungeheure Summen, aber — —"

„Was zögern Sie," fragte der Kaiser, „ich will Ihnen etwas sagen. Wenn Sie ehrlich und aufrichtig zu mir sprechen, wenn Sie mich auf den Grund Ihres Herzens schauen lassen, so gebe ich Ihnen mein kaiserliches Wort, daß ich noch einmal versuchen will, Sie zu retten und Ihnen zu helfen, wenn auch vielleicht nicht in der Weise, in welcher Sie es vermeinen. Sprechen Sie zu mir so ehrlich, als wäre ich Ihr Beichtvater, und Sie kündeten ihm Ihre Sünden und Verbrechen. Dies allein kann Sie retten, richten Sie sich darnach. Vergessen Sie, daß ich der Kaiser bin, und ich wiederhole es Ihnen, denken Sie, ich wäre Ihr Beichtvater und Sie säßen hier im Beichtstuhle, um zu bekennen und nachher Vergebung Ihrer Sünden zu erlangen."

„Eure Majestät versprechen mir, daß ich diese Vergebung erlangen soll?“ fragte der Graf mit einem Lächeln.

„Ich verspreche es bei meinem kaiserlichen Wort. Nun beginnen Sie Ihre Beichte.“

„Nun wohlan denn,“ sagte der junge Mann, der jetzt einen festen Entschluß zu fassen schien, „haben Eure Majestät die Gnade, sich dort auf den Lehnsessel zu setzen, und erlauben Sie mir, auf der Seite desselben zu knieen. Knieend will ich in das Ohr meines Beichtvaters meine Beichte flüstern.“

Der Kaiser that, wie der Graf ihn gebeten, und ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder. Graf Kinsky kniete seitwärts neben demselben, so weit rückwärts, daß der Kaiser geradeaus schauend sein Angesicht nicht sehen konnte.

„Frommer Vater,“ sagte der Graf mit leiser, bebender Stimme, „ich komme zu Ihnen, um Ihnen mein Leben zu beichten, um Vergebung zu erhalten für meine Sünden. Was soll ich Ihnen sagen, wie ich zu dem elenden, verschwenderischen Leben gekommen bin, das jetzt über mir zusammenschlägt und mich verschlingen will? Ich war der Sohn eines vornehmen Mannes und man schmeichelte mir von Jugend auf. Man

sagte mir: Du hast nicht nöthig, etwas zu lernen, denn Du bist aus einem vornehmen Hause; das Leben ist da, damit Du es genießest! Man sagte mir, Du hast nicht nöthig, Dir Verdienste zu erringen, denn Du besitzest nicht blos einen großen Namen, Du besitzest auch Patronanzen. Soll ich Ihnen sagen, frommer, ehrwürdiger Vater, was das ist: Patronanzen? Das sind mächtige Freunde und Gönner, welche dem Ohr der Herrschenden nahe stehen und die in dieses Ohr zuweilen die Namen Derjenigen, denen sie ihre Gunst zugewendet, hineinflüstern, damit es wieder heraustöne aus diesem mit Ehrenstellen und Titeln und Gunstbezeigungen.

„Wer Patronanzen besitzt, der braucht keine Fähigkeiten, und ich hatte Patronanzen! Ihr wißt es wohl, frommer Herr, mein Vater selbst war eine Patronanz für seinen Sohn, und da waren noch die Herren Fürsten Lobkowitz und Liechtenstein, unsere Verwandten, und Alle standen in großer Gnade bei der Kaiserin Maria Theresia; meine Patrone schützten mich und hoben mich in die Höhe und machten aus dem jungen Menschen von sechzehn Jahren schon einen angesehenen, fertigen Cavalier, der wieder seine Patronanzen vergeben konnte an andere Freunde und

Clienten. Da begann das lustige und übermüthige Leben! Die ganze Welt stand dem jungen, reichen und mächtigen Cavalier offen! Alle Frauen lächelten ihm entgegen, alle Männer beugten sich vor dem großen Herrn mit den noch größeren Patronanzen, und Reichthum, Macht und Ansehen glänzten über meinen Tagen, als wären sie unvergängliche, unauslöschliche Sterne! Man lebte im Vollgenusse des Daseins und man sündigte viel und vergeudete seine Reichthümer! Warum sollte man es nicht thun? Wozu waren denn die Patronanzen und die lieben Meßpatres, welche uns Ablaß gaben für unsere Sünden? Ein halber Gulden täglich an die Meß-Abbés gezahlt, genügte ja, um für jede Sünde sich Vergebung zu erwerben, und ich sage Euch, frommer Vater, ich habe recht viele Gulden bezahlt, trotz meiner Jugend, an die Meßgeistlichen. Oft genug hat meine Mutter mir die Lehre wiederholt, die ich durch mein ganzes Leben nicht vergessen sollte: „Im Himmel muß man der Sicherheit wegen ein paar ansehnliche Patrone und Fürsprecher haben, und auf Erden ein paar Patronanzen; zu den ersteren muß man öfter seine Andacht und zu den letzteren seine Opfer bringen!" Und so habe ich gelebt mit Patronanzen

und Referenten, beneidet, gefeiert und erhoben bis zu dem Tode der glorwürdigen Maria Theresia. Da auf einmal brach eine neue Zeit an, und diese Zeit, frommer Vater, liegt schwer auf dem Adel von Oesterreich, der sich auf einmal nun ganz schwach fühlt und von schwerer Krankheit befallen. Und gewiß, es ist eine furchtbare Krankheit, welche uns befallen, und ein erdrückendes Unheil ist über uns gekommen. Man will unsere Patronanzen nicht mehr achten, man will es unseren Meßgeistlichen verweigern, uns den Ablaß zu geben, man geht so weit, sogar unsere Gläubiger, und wären sie auch die schändlichsten Juden, zu unterstützen in ihren Forderungen an uns. Man will das allgemeine Recht sogar ausdehnen auf uns, die Hochgeborenen, die Freien und die Stolzen, denen das Recht zusteht, seit Jahrhunderten straflos zu sündigen und straflos ihr übermüthiges Dasein hinzuschwelgen!

„Man mag Recht darin haben, frommer Vater; aber es ist ein kühnes und ein entsetzliches Beginnen sogar für Diejenigen, von denen es ausgeht. Ich, der ich hier zu Euren Füßen liege und in Demuth meine Sünden und meine Verirrungen bekenne und es eingestehe, daß ich ein lasterhaftes, verschwenderisches Dasein geführt habe

und jetzt am Rande eines Abgrundes stehe, ich möchte doch Denen, welche so kühn sind, die Hand in das Hornißnest zu legen, dies sagen: „Hütet Euch, daß Ihr nicht selber getödtet werdet von Denen, die Ihr tödten wollt! Hütet Euch, denn der Stich einer Hornisse genügt, um das kühnste Roß zu tödten, und Ihr wollt Hunderte von Hornissen tödten und unschädlich machen?" Die neue Zeit ist angebrochen! Aber sie wird die Edelsten vielleicht in den Staub treten und begraben, sie wird ungeheure Opfer fordern; man kann nicht auf einmal mit einem einzigen Schlage Jahrhunderte mit ihrem Vorurtheile ausrotten; man kann nicht auf einmal aus dem vornehmen Cavalier, der nur sein Leben genossen, einen thätigen und fleißigen Staatsbürger machen wollen! Man muß uns Zeit gönnen, man muß nicht sagen: „Gestern warst Du ein Müßiggänger, und heute sollst Du ein fleißiger Mann sein!" Es geht nicht, frommer Vater, es geht nicht, und die es versuchen, müssen zu Grunde gehen! Man schilt uns um unserer Laster willen und bedenkt nicht, daß man sie bis dahin gepflegt hat, sie gedeihen ließ durch Patronanzen, durch Vorrechte, die man dem Adel verlieh. Nun soll man auf einmal arbeiten, wie man es von den

Mönchen verlangt, die man aus dem Kloster entfernt und in die Welt hinausstößt. Es geht nicht, frommer Vater, das sage ich, der das Leben besser kennt in allen seinen Tiefen, als die Tugendhaften und Reinen! Ehrwürdiger Vater! Ihr hört nicht, was die Leute sprechen, wie sie drohen und schelten; Ihr wißt nicht, wie die öffentliche Meinung Zeter schreit über all' die Neuerungen. Es ist groß, den Augiasstall der Mißbräuche reinigen zu wollen; aber Derjenige, der es unternimmt, kann von den erstickenden Dünsten getödtet werden. Und statt dem Edlen zu danken, der sein Leben einer großen Idee opfert, wird man ihm vielleicht fluchen. So wird es dem edlen Kaiser ergehen! Diejenigen, denen er ihre Privilegien nehmen, die er aus ihrem unnützen und oberflächlichen Dasein zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft verwandeln will, Diejenigen werden seine ärgsten Feinde sein. Statt ihm zu danken, werden sie ihn zu vernichten trachten. Frommer Vater, wenn Ihr den großen Kaiser, der mit kühner Hand in das Hornißnest greift, die Abgründe von Vorurtheilen zudecken will mit seiner Hand, wenn Ihr ihn seht, so warnt ihn und sagt ihm, er soll behutsam sein um seiner selber willen!

„Sagt ihm, daß ich, ein armer, thörichter und lasterhafter Mensch, dennoch so viel Verstand habe, um die Beweggründe seines Wollens zu erkennen und um davon gerührt zu sein in meinem innersten Herzen! Sagt ihm, daß ich, besser als er, die Stimmung seines Volkes kenne, schärfer als er hören kann, was man in den Palästen und in den Klöstern spricht. Sie fluchen dem Kaiser, welcher ihnen ihre Privilegien und Vorrechte nehmen kann, sie schmieden Pläne, um ihn zu stürzen, zu vernichten, vielleicht, wenn es sein muß, ihn zu tödten, damit er unschädlich werde!

„Er will dem Adel seine Privilegien, der Geistlichkeit und der Priesterschaft ihre Macht nehmen; aber er bedenkt nicht, daß Niemand gutwillig sich nehmen läßt, was er lange besessen, daß der Adel seine Vorrechte als das geheiligte Erbtheil seiner Ahnen betrachtet und Denjenigen einen Frevler nennt, welcher sein Erbtheil angreifen will. Man nennt mich heute einen lasterhaften Menschen, ein unnützes Mitglied der Gesellschaft! Es ist nicht meine Schuld, frommer Vater!

„Lebte die große Kaiserin Maria Theresia noch, so hätte ich meine Patronanzen und wäre ein mächtiger, angesehener Cavalier, während ich

jetzt dazu verdammt bin, mich vor meinen Gläubigern zu verbergen und im Staube dahin zu kriechen, da es mir doch zusteht, als ein mächtiger Mann stolz durch die Straßen zu galoppiren. Ihr habt mich gefragt, frommer Vater, wie ich mich retten will aus diesen Nöthen? Ich will eine reiche Heirath machen; das ist von jeher die letzte Rettung für einen ruinirten Cavalier gewesen, und ich will mich retten. Ein vornehmer Mann bietet mir die Hand seiner Tochter, nicht weil er mich achtet, wie könnte er! sondern weil seine Gemahlin der verhaßten Stieftochter los und ledig sein will und weil ich ihr die Hälfte des Vermögens ihrer Stieftochter als Kaufpreis geboten habe. Sie braucht den Kaufpreis für ihr geliebtes Söhnchen, einen Menschen, nicht besser, wie ich es bin; sie soll ihn haben, denn die Hälfte des Heirathsgutes genügt, um ein glänzendes Leben zu führen, zum mindesten für einige Jahre, und was dann weiter geschieht, das steht in Gottes und des Kaisers Hand! Ich bin zu Ende mit meiner Beichte, mein frommer Vater! Wollt Ihr mir jetzt die Absolution ertheilen?"

„Nicht die Absolution für Eure Sünden; aber Vergebung und Vergessen für Eure kühnen

und frechen Worte," sagte der Kaiser, indem er von dem Lehnstuhl sich erhob und dem Grafen winkte, aufzustehen. „Sie sind sehr vermessen gewesen, Graf. Indessen, ich hatte Sie dazu berechtigt, und weil ich manches Lehrreiche in Ihren Worten vernommen, will ich das Andere vergessen. In manchen Dingen auch haben Sie Recht, und Vieles von den Lastern und Gebrechen unserer Zustände ist die Schuld der Güte und Gnade, welche meine Vorgänger dem übermüthigen Adel gewährten. Das soll anders werden, und ich warne Sie, Graf, rechnen Sie niemals mehr auf eine Toleranz und Nachsicht, rechnen Sie niemals mehr auf Patronanzen, denn dieses Wort ist für immer ausgestrichen und hat keine Bedeutung mehr. Sie haben mich auf den Grund Ihres Herzens blicken lassen, und ich muß Ihnen sagen, daß ich dieses Herz besser gefunden habe, als ich es glaubte. Ich will versuchen, Sie zurückzuführen von dem Abgrunde, an welchem, wie Sie selber bekannt haben, Sie stehen. Ich will versuchen, aus dem unnützen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft einen ehrbaren und nützlichen Mann zu machen; ich will versuchen, den ruinirten Grafen zu einem edlen Diener des Staates zu machen. Wollen Sie

mir dabei behülflich sein, wollen Sie die Hand annehmen, die ich Ihnen biete?"

Der junge Mann, dessen Angesicht jetzt einen andern Ausdruck angenommen, dessen Züge nicht mehr schlaff, dessen Mienen nicht mehr gleichgültig waren, sondern dessen Augen flammten und dessen Wangen sich leicht geröthet hatten, wie von innerer Bewegung, schaute lange und fest in das Angesicht des Kaisers.

„Ja, Majestät," sagte er dann nach einer Pause, „ja, ich will die Hülfe meines Kaisers annehmen, ich will versuchen, ein anderer Mensch zu werden, wenn mein Kaiser sich meiner erbarmen will. Ihre Stimme ist in mein Herz gedrungen wie die Drommete des jüngsten Gerichts! Wenn ich jetzt in das Antlitz meines Kaisers schaue, so ist es mir, als sähe ich die Sonne einer neuen Zeit aufleuchten, und ich möchte anbetend niedersinken und doch weinen vor Gram und Schmerz! Nicht um mich, Majestät, aber um Euch, der so Großes will, und den die Kleinen auf jedem Schritt hindern und zurückhalten möchten. Ich, Majestät, will fortan nichts sein, als Ihr Werkzeug, und Ihr Wille soll über mich gebieten! So sagen Sie mir nun, was ich thun soll, wie ich mich erlösen kann aus

diesen tausend Schlingen, welche mich umfangen halten, wie ich ein freier Mann in mir selber werden kann."

„Sie sollen es werden durch Arbeit und Studium," sagte der Kaiser, „Sie sollen erkennen lernen, daß Derjenige der Edelste und Höchste ist, welcher statt zu zehren von den Gütern und dem Adel seiner Ahnen, die Kraft hat, sich selber die Existenz zu begründen, sich selber Ansehen und Ruhm zu erwerben. Ich hatte Anderes mit Ihnen vor, als Sie zu mir eintraten, ich hielt Sie für schlechter und herabgekommener wie Sie sind! Es freut mich, daß ich in Ihnen einen andern Menschen sehe, einen Gefallenen, der sich aber wieder aufrichten kann, einen Schwachen, der in sich selber erstarken kann! Ich will Ihnen dazu die Mittel und die Wege zeigen; aber ich sage Ihnen, die Mittel sind nicht so leicht, wie Sie glauben mögen, und die Wege sind nicht mit Rosen bestreut. Glauben Sie, daß es die meinen sind? Ich weiß es wohl, welche Gefahren auf meinem Wege sind, ich weiß, daß ich über Dornen dahin schreiten muß, und daß sie mich tödtlich verwunden werden, und dennoch schrecke ich nicht zurück! So sollen Sie auch nicht zurückschrecken,

wenn Sie zuweilen auf Ihrem Wege einen Stein finden, der Ihren Füßen wehe thut."

„Vor nichts will ich zurückschrecken," rief der junge Graf mit Lebhaftigkeit, „vor nichts, als vor der Ungnade meines Kaisers."

Joseph nickte. „Ich werde Sie einem der edelsten und besten meiner Freunde und Rathgeber, dem Herrn von Sonnenfels, empfehlen, er soll Ihnen in seiner Kanzlei eine Stelle geben, er soll mir auch über Sie referiren, und es wird von Ihnen abhängen, bald befördert zu werden. Nur Eins beantworten Sie mir jetzt: „Sie lieben die junge Erbin nicht, um deren Hand Sie geworben haben?"

„Ich weiß nicht," erwiderte der Graf verwirrt, „ich bin bis jetzt nicht auf den Gedanken gekommen, sie war für mich nur das Mittel zum Zweck, nicht der Zweck; ich wollte meine Schulden bezahlen, wollte wieder ein reicher Cavalier werden, das ist Alles. Aber, Majestät, wenn ich jetzt an ihr schönes Gesicht, an ihr liebreizendes Wesen denke, so meine ich wohl, daß ich sie liebe und daß ich sie nicht verlieren möchte."

„Und dennoch müssen Sie das," sagte Joseph streng; „ein Mann wie Sie darf es nicht wagen, die Augen zu erheben zu einer reinen,

tugendhaften Jungfrau! Lernen Sie erst, sich derselben würdig zu machen. Ich verbiete Ihnen, um die Hand der Gräfin von Rhineg zu werben; wenn Sie aber eines Tages sich würdig gezeigt, wenn Sie dem Namen, welchen Sie tragen, Ehre machen, wenn Sie durch sich selber sich Würde und Ehre erkämpft haben, dann, Graf Kinsky, will ich selber es sein, der für Sie wirbt um die Hand der Comtesse Rhineg.

„Wollen Sie als einen Beweis Ihres ernsten und festen Willens mir die Hand darreichen und in meine Hand geloben, daß Sie der Gräfin Rhineg für jetzt entsagen, daß Sie zu ihrem Vater hingehen und ihm sagen wollen, Sie verzichteten auf den Besitz seiner Tochter freiwillig und aus eigenem Entschlusse, denn Sie hielten sich solcher Ehre nicht würdig und wüßten sehr wohl, daß Constanze Rhineg Sie nicht lieben könne. Wollen Sie das?“

„Ja,“ erwiderte der Graf, indem er, halb auf seine Kniee sinkend, die Hand des Kaisers erfaßte und an seine Lippen drückte; „ja, ich will es, Majestät. Ich entsage hiermit für jetzt der Gräfin Rhineg; aber ihr Besitz soll das Ziel meines Strebens sein, und was ich auch zu überwinden und zu erkämpfen haben mag, immer

will ich daran gedenken, daß der Kaiser, mein edler Herr, mir gesagt, er würde eines Tages für mich werben um die Hand der Gräfin Rhineg, wenn ich dessen würdig mich gezeigt. Ich will das, Majestät, ich habe jetzt ein edles Ziel vor Augen, und ich will es erkämpfen mit meinem Herzblut und mit den besten Kräften meines Geistes."

„So thun Sie, wie Sie versprochen," sagte der Kaiser leise, „gehen Sie zu dem alten Grafen Rhineg und künden Sie ihm, daß Sie zurückstehen. Dann arbeiten und streben Sie, damit Sie sich erheben aus dem Wust Ihres Daseins, so hoch erheben, daß ich einst freudig mit Ihnen zu dem Grafen Rhineg gehen und werben kann um die Hand seiner Tochter. Sie treten nun ein in ein neues Dasein, und ich will, daß es frei von den leisesten Erinnerungen an die Vergangenheit sei. Ihre sämmtlichen Schulden sollen bezahlt werden, und aus meiner Kasse empfangen Sie ein Jahrgeld, nicht um davon als müßiger Cavalier groß und herrlich zu leben, sondern nur genug, um den jüngsten Rath in meinem Finanzministerium anständig zu ernähren. Gehen Sie!"

Er grüßte mit einem sanften Lächeln den

jungen Grafen und schaute sinnend ihm nach, als die Thüre sich jetzt hinter ihm schloß.

„Eine Seele gewonnen," sagte er, „ein verirrtes Schaf gerettet! Nun, das ist auch etwas werth vor Gott und ist auch Balsam für meine Schmerzen. Ich erziehe ihr den Gemahl, der einstens sie mir für immer entfernen soll! Ich selber bereite ihnen die Stätte, welche ihnen dereinst zum Paradiese werden soll. Und warum auch nicht, für mich giebt's kein Paradies und kein Liebesglück; ich bin der Kaiser, und mein Volk allein darf ich lieben und will ich lieben fortan.

„Und dennoch," fuhr er leise, tiefer in sich versinkend, fort, „dennoch thut es weh, und es ist da in meinem Herzen eine Stimme, welche immerfort klagt und schreit nach Liebe, nach Glück! — Nun, was giebt's," unterbrach sich der Kaiser, indem er nach der Thür hinschaute, die sich leise öffnete und in welcher das freundliche, sanfte Gesicht seines Secretärs Günther erschien, „was haben Sie mir zu sagen, Günther?"

„Majestät, der Musikus und Capellmeister Mozart steht draußen und bittet um Audienz."

„Ah!" rief der Kaiser, „recht zu gelegener Zeit kommt mir der Mozart! Er soll in mein

Wohnzimmer eintreten und ich will dahin kommen, denn was ich mit dem Mozart zu sprechen habe, dessen muß allemal unser Spinett auch Zeuge sein."

Er verließ rasch den Audienzsaal und begab sich in das nebenan befindliche Wohnzimmer. Und als nun der junge Capellmeister Mozart zu ihm eintrat, da schritt ihm der Kaiser entgegen und reichte ihm seine beiden Hände dar.

„Willkommen, Herr Musikus! Sie sollen mir ein wenig Harmonie und Melodie beibringen, die Harfen erklingen und die Englein ein wenig musiciren lassen, die Sie so gut herbeizurufen verstehen, Meister Mozart."

„Ich wollte, Majestät hätten Recht," lächelte der junge Capellmeister, „aber es ist halt nicht immer der Fall und gar oftmals wollen die lieben Englein nicht hören, wenn ich sie auch mit manchem Liebesworte beschwöre, zu kommen! Aber, Majestät, heute hat's mich doch bedünken wollen, als ob einer von den Baßengeln des hohen Himmels ein wenig Gnade für Recht hat ergehen lassen und so gut gewesen ist, herniederzusteigen in das elende Kämmerlein des Musikers, um ihm ein paar Tacte in's Ohr zu flüstern. Darum just komme ich her, um bei

meinem Kaiser mich zu melden und ihm zu sagen: „Majestät, die Oper, die Eure Majestät mir aufgetragen, geht vorwärts und ich kann jetzt die Frage beantworten, die Kaiserliche Majestät vor ein paar Tagen an mich richteten; ja, ich werde sie fertig bekommen, die deutsche Oper: „Die Entführung aus dem Serail". Die Englein im Himmel helfen mir ein Bissel, und die Constanze, meine Braut, thut das Uebrige mit ihrer himmlischen, schönen Stimme und ihrem fröhlichen Herzen. Es geht vorwärts, Majestät, und ich denke, in ein paar Monaten schon kann die Oper zur Aufführung kommen. Ich habe mir erlaubt, Kaiserlicher Majestät ein kleines Pröbchen mitzubringen aus meiner Oper, und möchte nun gar gerne wissen, ob Kaiserliche Majestät zufrieden sind."

„Geben Sie her, Mozart," rief der Kaiser, indem er hastig das Papier ergriff, welches Mozart ihm darreichte, „lassen Sie mich schauen, was Ihnen der Baßengel dictirt hat, denn eine Baß-Arie ist es, wie mich dünken will."

„Ja, Majestät, aber es genügt nicht, das blos anzusehen! Ich habe immer, wenn ich gearbeitet habe in diesen Tagen, vermeint, die prächtige Stimme meines Kaisers zu hören, und die

hat mir Muth gemacht und mich begeistert. Darum, wenn es vorwärts gehen soll, muß Kaiserliche Majestät die Gnade haben, mir das Liedel da zu singen."

„Sie erzeigen mir allzu große Ehre, Mozart," lächelte der Kaiser, „halten mich für einen Künstler, der im Stande sei, so just vom Blatte abzusingen, was Sie mit Ihren kritzlichen Krähenfüßen da hingeschrieben haben!"

„Eure Majestät sind ein Künstler," sagte Mozart eifrig, „und wenn Sie erlauben, so singe ich zuerst die Melodie, und dann werden Eure Majestät schon selber weiter kommen!"

Und eifrig, alle Etiquette vergessend, sprang Mozart nach dem Spinett hin, öffnete es, warf das Notenblatt auf das Pult und winkte dem Kaiser, herbeizukommen.

Der that ihm lächelnd den Willen, trat näher, neigte sich über Mozart und schaute auf die Noten und Worte hin, während der Künstler jetzt seine Hände über die Tasten hingleiten ließ und wonnevolle Melodien ihnen entlockte. Dann, nach einer langen Zeit, wandte er sich zu dem Kaiser und nickte ihm zu, um anzudeuten, daß er jetzt die Stimme erheben solle.

Und der Kaiser that es und laut und mächtig tönte sein Gesang:

„Wer ein Liebchen hat gefunden,
Die es treu und ehrlich meint,
Lohn' es ihr mit tausend Küssen,
Sei ihr Tröster, sei ihr Freund!"

Zu Anfang hatte Mozart mitgesungen, hatte mit leisen Tönen, wie ein discreter Lehrer, den Gesang seines Schülers geregelt, und jetzt, als die Melodie zu Ende war, nickte er dem Kaiser zu mit dem schönen strahlenden Angesicht.

„Prächtig, Majestät, Sie könnten wahrhaftig Künstler und Sänger und Capellmeister sein, ja prächtig! Aber ich bitte, daß Majestät nun allein singen und von vorne anfangen."

Er wußte aber nicht, wie sehr es dem Kaiser vom Herzen kam, als er mit lauter Stimme nun sang:

„Wer ein Liebchen hat gefunden,
Die es treu und ehrlich meint,
Lohn' es ihr mit tausend Küssen,
Sei ihr Tröster, sei ihr Freund!"

6.
Der stolze Aristokrat.

Lange noch, als Mozart den Kaiser verlassen, um, erquickt von den Worten Joseph's, weiter zu arbeiten an seiner ersten deutschen Oper, lange noch ging Joseph gedankenvoll auf und ab, und immer tönte es in seinem Herzen: „Wer ein Liebchen hat gefunden, die es treu und ehrlich meint!"

„Ja wohl," sagte der Kaiser leise vor sich hin, „selig ist der Mann, der es gefunden, der es in sein Herz und seine Arme schließen und es der Welt zeigen darf als sein herrlichstes Gut! Mir war's versagt, und einsam muß ich dahin schreiten durch das Leben!"

„Nein, nicht einsam!" rief der Kaiser auf einmal laut, „kann ich nicht Gatte und Lieb=

haber sein, so bin ich doch der Vater meines Volkes. Lieben will ich alle Diejenigen, welche das Schicksal an mich gewiesen hat! Lieben will ich und hassen in gleicher Gluth! Lieben meine Kinder, hassen Diejenigen, welche sie bedrohen, die Priester, meine Feinde, welche Wolken aufthürmen möchten an dem Himmel, den ich meinen Kindern rein und klar zeigen will!

„In ein Nest von Hornissen, sagte der junge Kinsky, hätte ich meine Hand hineingesteckt! Er soll's sehen und sie Alle, daß diese Hand keine Stiche fürchtet, daß ich mich nicht einschüchtern lasse von ihren Drohungen! Die Schleier sollen zerrissen werden, mit denen die Herzen und Köpfe meiner Völker verdüstert werden! Frei will ich die Herzen und die Gewissen machen, und dann, wenn dereinst mir von einem befreiten Herzen eine Thräne geweint wird auf dem Grabe, welches diese schwarzen Hände mir graben und in welches ich vielleicht zu früh hinabsinken werde, dann wird es meine Seele empfinden und wird zufrieden sein!"

Es klopfte leise an die Thür, und der Kammerhusar meldete, daß der Graf Kinsky zu eiligen Dingen um eine Audienz nachsuche.

„Laß ihn sogleich eintreten!" befahl der Kaiser.

Und als jetzt Graf Kinsky bleich, mit bewegtem Gesichte hereintrat, ging ihm der Kaiser eilends entgegen.

„Was giebt es? Es ist Etwas geschehen, nicht wahr? Ich sehe es auf Ihrem Angesicht."

„Ich weiß nicht," stammelte der Graf, „ich komme nur in der Angst meines Herzens, um bei Euer Majestät mir Rath zu holen. Ich begab mich, als ich Euer Majestät verlassen, sogleich in das Palais des Grafen Rhineg. Der Graf empfing mich mit düsterer Miene und sehr aufgeregtem Wesen, und als ich ihm gesagt, was Euer Majestät wissen, erwiderte er mir nichts, sondern sprach von gleichgültigen Dingen. Ich bat, mir nicht zu zürnen und mir zu erlauben, der Gräfin, seiner Frau Gemahlin, meine Aufwartung zu machen. Aber da zuckte er leise die Achseln und sagte, die Gräfin sei verreist, und als ich nach dem Sohne fragte, erhielt ich dieselbe Antwort. Der jungen Comtesse meine Aufwartung machen zu dürfen, wagte ich nicht, und da es dem Grafen darum zu thun schien, mich eilends los zu werden, verabschiedete ich mich. Er begleitete mich bis zu der Thür, und ich ging, bestürzt von dem seltsamen Wesen des stolzen Herrn, von dannen.

„Da, wie ich die Treppe hinunterging, öffnete sich auf dem Absatze derselben eine kleine Thür, und die alte Amme der Comtesse schaute heraus.

„Um Gottes willen, Herr Graf, flüsterte sie, erbarmen Sie sich der armen Gräfin Constanze, meiner lieben Herrin! Sie haben sie fortgeschleppt, mein geliebtes Kind ist verloren, wenn Niemand nach ihr forscht! Erbarmen Sie sich! Gehen Sie noch einmal hinauf und fragen Sie nach meiner lieben Gräfin!

„Gute Pac, sagte ich, das ist unmöglich! Ich habe keinen Vorwand, um wieder hinaufzukommen, und was fürchtet Ihr denn?

„Ich fürchte Alles! wimmerte die Alte, indem ihr die Thränen aus den Augen flossen, es hat sich gestern etwas Furchtbares begeben hier im Hause! Ich weiß nicht was, aber ich weiß nur, daß es so ist! Man hat mich nicht zu meiner jungen Herrin in's Zimmer gelassen, man hat gesagt, sie sei krank. Und als ich heute Morgen in ihr Zimmer kam, da war das Bett leer; die Gräfin war also die Nacht gar nicht zu Bette gewesen, und in ihrem Wohnzimmer war sie auch nicht! Wo ist sie nun? O, meine liebe Herrin, wo ist sie? Niemand weiß es, Niemand hat sie seit gestern Nachmittag gesehen,

seit der Stunde, da die Gräfin und ihr Sohn abgereist sind! Erbarmen Sie sich meiner Herrin, sonst ist sie verloren.

„Ich suchte die Alte zu beruhigen und sagte ihr, daß sie sicherlich sich täusche, daß, wenn die Comtesse wirklich verreist sei, sie mit der Gräfin zurückkehren werde! Sie aber hörte nicht auf zu flehen, und so gab ich endlich, von seltsamer Angst befallen, ihr nach, ging hinauf zu dem Grafen und sagte ihm schüchtern, daß ich zurückkehre, weil ich der Sehnsucht nicht widerstehen könne, von der Comtesse Constanze mich zu verabschieden. Er lachte laut auf.

„Ich wette, die alte Amme hat Ihnen ein Märchen erzählt, sagte er, hat heulend und wimmernd Ihnen gesagt, daß man ihre Herrin entführt habe! Die Alte sieht Gespenster bei hellem Tage und meint immer, man wollte ihr ihren Schatz rauben! Beruhigen Sie die Alte, wenn Sie sie sehen, und sagen Sie ihr, daß eine Tochter von ihrem Vater nichts zu fürchten hat! Nur bedauere ich, daß die Comtesse nicht die Ehre haben kann, Sie zu empfangen, Herr Graf, sie ist krank, und ich habe der Alten die Thüre verbieten lassen, weil sie das junge Mädchen immer ängstigt mit ihrem Jammern und Weh=

klagen! Und dies ist der Grund, weshalb die Alte so angstvoll ist!

„Und während er so sprach, geleitete mich der Graf nach der Thüre hin. Ich mußte mich also entfernen, aber auf der Treppe stand die Alte in Thränen zerfließend, und was sie mir da in's Ohr geflüstert, das hat mich allerdings mit Angst und Entsetzen erfüllt!"

„Und was ist es?" fragte der Kaiser, dessen Lippen bleich geworden waren und dessen Augen flammten.

„Majestät, die Alte sagte mir, es sei gestern in dem Ahnensaal eine heftige Scene zwischen der gräflichen Familie vorgefallen. Sie hatte draußen die laute, zornige Stimme des Grafen und der Gräfin vernommen und die Wehklage der Comtesse, dann sei ein gelinder Schrei ertönt, und darauf sei Alles still geworden.

„Als der Kammerdiener eine Gelegenheit benutzen wollte, um dem Grafen eine Botschaft zu bringen, fand er die Thür zu den gräflichen Wohngemächern verschlossen. Er wollte sich zur Gräfin begeben, auch diese Thür war verschlossen. Aber man hörte die Herrschaften drinnen gehen und sprechen, und dann war ein seltsames Poltern auf der kleinen Treppe, die nach einer Seitenpforte des Palastes führt. Außen vor

diese Pforte hatte der junge Graf einen verdeckten Fiaker vorfahren lassen, und die Dienerschaft hatte sich gewundert, weil der Wagen dort stundenlang harrte. Nun auf einmal fuhr er von dannen, fuhr in vollem Jagen durch die Straßen, sie hörten's Alle, die Diener und Lakaien, sie sahen auch, daß droben neben dem Kutscher der junge Graf selber saß!

„Aber wer drinnen im Wagen war, das konnte Niemand erschauen; sie meinten aber Alle, es sei die Gräfin und die Comtesse, und ein seltsames ängstliches Flüstern geht durch den Palast! Sie wagen es nicht zu sagen, aber sie denken es Alle: Der Graf hat seine Tochter im Zorn erschlagen und sie bei Seite gebracht, damit der Sohn der zweiten Gemahlin, der junge Graf Rhineg, der Erbe sei!"

„Entsetzlich!" murmelte der Kaiser, „und weiter wissen Sie nichts?"

„Weiter nichts, Majestät, als daß wirklich gestern weder die Gräfin, noch der junge Graf, noch die Comtesse zu sehen gewesen, sondern daß der Graf heute Morgen der Kammerfrau seiner Gemahlin gesagt, die Damen seien gestern in wichtigen Familiengeschäften verreist und würden erst heute zurückkehren!"

„Aber meine Comtesse wird nicht zurückkehren! wimmerte die alte Amme, als ich eben wieder dort war, sie haben sie entweder ermordet, oder sie lassen sie verschwinden. Meine Comtesse ist verloren! Ich gestehe es, Majestät, die Furcht und Angst der alten Frau hat auch mich ergriffen, so habe ich es gewagt, zu Ihnen zu kommen, um Euer Majestät Alles zu sagen!"

„Und Sie thaten Recht daran, Graf!" sagte Joseph, freundlich ihm zunickend; „ich will hoffen, daß dies Alles nur unnützes Gerede ist, doch will ich der Sache auf den Grund kommen und den Grafen Rhineg hierher bescheiden! Ich danke Ihnen, Graf, Sie haben mir den ersten Beweis Ihrer Treue und guten Gesinnung gegeben, ich danke Ihnen!" —

Eine Stunde später trat Graf Rhineg in das Gemach des Kaisers ein. Joseph hatte seinen Secretär Günther mit der kaiserlichen Equipage nach dem Palais des Grafen geschickt und ihm befehlen lassen, sofort den Wagen zu besteigen und zu ihm zu kommen.

Mit ernstem, fast zornigem Gesicht schaute der alte Graf jetzt dem Kaiser entgegen, dessen große, blaue Augen fest auf ihn gerichtet waren.

„Sie wundern sich," fragte ihn Joseph, „nicht

wahr, Sie wundern sich, daß ich Sie zu mir bescheide, obwohl ich weiß, daß Sie zu meinen Feinden gehören?"

„Eure Majestät erzeigen mir viel Ehre," erwiderte Graf Rhineg, „in der That viel Ehre, daß Sie mir eine so hohe Stellung anweisen! Ich, der arme böhmische Graf, ohne Amt, ohne Stellung, ohne irgend eine Bedeutung, ich sollte es wagen können, mich den Feind der kaiserlichen Majestät zu nennen?"

„Sie sind es, und ich weiß auch, daß Sie sich keineswegs für so unbedeutend und unmächtig halten, wie Sie sich den Anschein geben! Ich weiß, Herr Graf, daß alle Unzufriedenen, Alle, die sich meiner Regierung, meinen Plänen entgegensetzen, bei Ihnen willige Aufnahme finden! Ich weiß, daß in Ihrem Hause Zusammenkünfte stattfinden, in denen man überlegt, wie man meinen Anordnungen widerstehen und meine Gesetze unbefolgt lassen könnte!

„Still! streiten Sie nicht, ich weiß es! Denn das Eine müssen Sie wenigstens zugeben, meine Polizei ist gut und sie hat scharfe Ohren! Aber Sie sollen nicht denken, gerade dies sei der Grund, daß ich Sie zu mir kommen lasse! Ich gönne Ihnen das kindische Vergnügen, Verschwörungen

anzuzetteln und Reden zu halten gegen mein Regiment! Ich habe nichts dawider, daß Sie eine Faust in der Tasche machen, oder sie auch gelegentlich aus der Tasche ziehen, um sie gegen meine Toleranz-Edicte und meine neuen Gesetze zu erheben!"

„Eure Majestät wollen die Gnade haben, mich zu warnen," sagte der Graf mit einem leisen Neigen des Hauptes, „ich danke Eurer Majestät, aber ich bedarf der Warnungen nicht! Und wenn dies der einzige Grund ist, weshalb mir Eure Majestät eine so unerwartete Audienz bewilligten, so bitte ich jetzt Eure Majestät um Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen!"

Er verneigte sich leicht und wollte sich nach der Thüre hinwenden. Aber der Kaiser rief ihn zurück.

„Warten Sie doch, Herr Graf, ich habe Sie so lange nicht gesehen, Sie halten sich fern von all' den Häusern, mit denen ich verkehre, und auch Ihre Frau Gemahlin und Ihre Tochter sind in der letzten Zeit ganz und gar aus den Gesellschaften des Fürsten Liechtenstein verschwunden. Wie geht das zu? Ich wußte wohl, daß Sie mein Gegner sind, aber ich wußte es nicht von Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Tochter!"

„Wie ich glaube," erwiderte der Graf, „wollten mir Eure Majestät nur die Ehre erweisen, nach meiner Tochter zu fragen und warum dieselbe in den letzten Wochen nicht mehr in den Abendunterhaltungen bei dem Fürsten Liechtenstein erschienen ist! Ich will mir erlauben, Ihnen darauf eine indirecte Antwort zu geben. „Ein Vater hat am Ende nicht nöthig, sich zu rechtfertigen über Das, was er mit seinem Kinde thut!" So sagte, wenn ich mich recht entsinne, der Vater der Gräfin Fleury, als der König ihn zur Rede stellte!"

„Wer war die Gräfin Fleury?" fragte Joseph hastig.

„Eine sehr schöne, junge Dame," erwiderte der Graf lächelnd, indem er seine kleinen, grauen Augen auf den Kaiser heftete, „eine sehr schöne, junge Dame, welche am Hofe Heinrich's IV., des galanten Königs von Frankreich, lebte. Der König hielt sie seiner besondern Gnade und Aufmerksamkeit werth, und die junge Gräfin war schwach und eitel genug, auf die verliebten Zuflüsterungen des galanten Königs zu hören, trotz der Vorstellungen und der Warnungen ihres Vaters. Der alte Graf aber beobachtete seine Tochter und bewachte jeden ihrer Schritte, und

so gelang es ihm, zu ermitteln, daß seine Tochter im geheimen Einverständniß mit dem König sei, und daß sie verabredet habe, mit ihm aus dem Palast ihres Vaters zu entfliehen. In der Nacht, wo die Flucht verabredet war, stieg der König, Heinrich IV., über den Balcon in das Gemach der schönen Gräfin Fleury. Aber statt der weichen, zarten Arme seiner Geliebten, fühlte er sich von zwei harten Manneshänden an den Schultern gepackt, diese Hände schoben ihn dann hinein in das Parade-Gemach, und dort auf ihrem Lager lag die junge Gräfin Fleury als Leiche. Ein Dolch stak in ihrem Herzen, und Derjenige, welcher den König in das Gemach geführt, war der Graf Fleury, ihr Vater! Er zeigte auf den Dolch hin und hob dann drohend die Hand auf gegen den König.

„Sie sind ihr Mörder, König! sagte er, sie ist gestorben von der Hand ihres Vaters!

„Da rief der König in seinem Zorn: Und ich werde Sie anklagen als ihren Mörder!

„Der Graf aber erwiderte: Thun Sie es, Majestät, und ich werde vor ganz Frankreich und vor der ganzen Welt mich vertheidigen, indem ich sage, besser, daß sie eine Leiche ist, als die Geliebte, die Maitresse des Königs! Ich, ihr

Vater, habe das Recht Gottes in der Hand! Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig über das, was ich mit meinem Kinde gethan! Ich habe meine Ehre gerettet, die Ehre meines Namens, indem ich sie tödtete! Und jetzt, Majestät, jetzt klagen Sie mich an, wenn Sie wollen!

„Der König aber wandte sich um und verließ leise, wie er gekommen, und auf demselben Wege den Palast des Grafen Fleury. Er klagte den Vater nicht an, er wußte, daß der Vater Recht gethan, und daß Er der Mörder der Gräfin sei, er allein, der königliche Verführer!"

„Ich danke Ihnen für die allerliebste Anekdote!" rief der Kaiser, mit festem Blick in das feierliche Angesicht des Grafen schauend, „nur muß ich Ihnen sagen, der König Heinrich hat sich da sehr feig benommen! Ich meines Theils würde den alten Grafen mit seiner lächerlichen Feierlichkeit wie einen ganz gemeinen Verbrecher und Mörder behandelt haben! Ich würde dem alten Kerl gesagt haben, daß es ihm nicht zieme, über die Herzen der Menschen zu urtheilen und zu richten, und daß, wenn seine Tochter als ein freies Menschenkind über ihr Herz entschieden hätte, Gott ihn nicht zum Richter über dasselbe eingesetzt habe!"

„Das würden Eure Majestät nicht sagen, wenn Sie selber Kinder hätten!“ erwiderte der Graf feierlich. „Eure Majestät würden dann wohl wissen, daß es dem Vater zieme, über das Schicksal seiner Kinder zu bestimmen, ihr Herr zu sein, daß kein Gesetz auf Erden ihm dies wehren kann! Wenn er auch freilich nicht so weit gehen darf, dem Kinde, welchem er das Leben gegeben, es wieder zu nehmen!“

„Das also geben Sie doch zu,“ sagte der Kaiser hastig.

„Ja, Majestät!“ sagte der Graf fest, „niemals ist der Vater berechtigt, sein Kind zu tödten! Aber verpflichtet ist er, es zu retten von Sünde und Verbrechen. Zu retten in jeder Art, wie's ihm beliebt, wenn er nur nicht das Leben bedroht!“

„Eine seltsame und, wie mich dünkt, eine grausame Theorie!“ rief der Kaiser. „Sie zum Beispiel an der Stelle des alten Grafen Fleury, was würden Sie gethan haben?“

„Eure Majestät befehlen, daß ich darauf antworte?“

Der Kaiser nickte. „Ja, ich befehle es!“

„Nun wohl, Majestät,“ sagte der Graf, indem er einen Schritt näher herantrat und dem Kaiser fest in's Auge sah, „ich würde zu meiner Tochter

gesagt haben: Ich lasse Dir die Wahl! Entweder Du nimmst sofort die Hand eines Ehrenmannes, der um Deine Hand wirbt, Du wirst seine Gemahlin, oder Du gehst in ein Kloster!"

„Und wenn Ihre Tochter die angebotene Hand nicht annähme, nicht einwilligte, einem Manne, den sie nicht liebt, zum Altar zu folgen, dann —"

„Dann würde ich ihr gesagt haben: Du hast gewählt! Du nimmst statt des Brautkranzes den Schleier! Und ich würde sie in ein Kloster gebracht haben!"

„Mit Gewalt?" fragte der Kaiser drohend.

„Mit Gewalt, wenn es nicht anders sein könnte, kraft meines väterlichen Rechtes!"

„Und jetzt," rief der Kaiser heftig, nicht mehr im Stande, seine innere Aufgeregtheit zu verbergen, „und jetzt frage ich Sie, was haben Sie mit Ihrer Tochter gemacht? Wo befindet sich die Gräfin Constanze?"

„Majestät," rief der alte Graf mit drohender Miene, „meine Tochter befindet sich da, wohin der Wille ihres Vaters sie gebracht hat!"

„Aber ich, der Kaiser, will es wissen, wo sie ist!"

„Und ich, der Graf von Rhineg, bedauere,

Eurer Majestät antworten zu müssen, daß ich es nicht sagen will! Eure Majestät belieben, über die Grenze hinaus zu schreiten, welche das Gesetz zwischen dem Kaiser und seinen Unterthanen aufgerichtet hat! Wäre ich im Dienste Kaiserlicher Majestät, hätte ich irgend ein Amt zu verwalten, so möchte der Kaiser in dem Kreis meines Amtes Gehorsam begehren, und ich wäre verpflichtet, in allen Dingen Kaiserlicher Majestät zu gehorchen, zu sagen und zu thun, was auf mein Amt sich bezieht!

„Kaiserliche Majestät wollen aber hineinschauen in die Mysterien meines Hauses und meiner Familie, und das ziemt Niemandem als Gott allein! Ich kann solcher Tyrannei — Vergebung, Majestät, für dieses Wort, das um so härter klingt, weil Niemand die Tyrannei mehr verabscheut als Kaiserliche Majestät — ich kann solcher Tyrannei mich nicht fügen! Meine Tochter kann die Luft von Wien nicht vertragen, sie kränkelte seit längerer Zeit, und ich habe deshalb mit unserem Hausarzt conferirt. Derselbe war der Meinung, daß ihr Luftveränderung dringend nöthig sei, und daß sie, die oft melancholisch erscheint, der Aufheiterung und Zerstreuung bedürfe!

„Ich sage Eurer Majestät jetzt freiwillig, was zu sagen mich nichts zwingen könnte in der Welt, ich habe meine Tochter auf Reisen geschickt! Meine Gemahlin und mein Sohn geben meiner Tochter das Ehrengeleit zu einer Verwandten, die unfern von hier wohnt, und welche meine Tochter auf eine Reise nach Paris begleiten soll. Sobald die Gräfin und ihr Sohn zurückgekehrt sind, werden sie um die Gnade einer Audienz bitten, um, wenn Eure Majestät befehlen, Auskunft zu geben über die Gesundheit meiner Tochter, für welche Eure Majestät sich so gnädig interessiren!"

„Sie wollen mir also nicht sagen, wohin Sie sie gebracht haben?" fragte Joseph mit drohender Miene.

Der Graf begegnete seinem flammenden Blicke mit ruhigem Anschauen. „Nein, Majestät, ich will es nicht! Ich bin kein Mörder, wie der Graf Fleury, aber ich will mein Kind retten vor jeglicher Unbill, sie möge kommen, von wem sie wolle! Und jetzt bitte ich Eure Majestät zum andern Mal um gnädige Entlassung!"

„Gehen Sie!" rief der Kaiser zürnend, „aber ich sage Ihnen, seien Sie auf Ihrer Huth und bedenken Sie, indem Sie die Kaiserburg ver-

lassen, daß Sie einen Feind und einen Richter hinter sich zurücklassen. Einen Feind, dessen Augen auf Sie gerichtet sind, einen Richter, der Ihnen kein Erbarmen gewähren wird, wenn er Sie eines Verbrechens schuldig findet!"

7.
Harun al Raschid.

Den ganzen Tag hatte der Kaiser in Sorgen und Aufregungen verbracht; seine Späher und Spione hatten das Hôtel des Grafen von Rhineg umlagert, ohne irgend eine Nachricht zu bringen. Graf Rosenberg war im geheimen Auftrage des Kaisers zu dem Grafen Rhineg gegangen, um gleichsam harmlos ihm und seinen Damen einen Besuch zu machen. Graf Rhineg war jedem Forschen und Fragen anfangs vorsichtig ausgewichen, und dann auf einmal seiner leidenschaftlichen und wilden Natur nachgebend, hatte er in heftigen Worten dem Grafen Rosenberg gesagt: er wisse sehr wohl, daß er nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl des Kaisers komme. „Aber," hatte er mit flammenden Augen

hinzugefügt, „der Kaiser soll jetzt erkennen müssen, daß, wie sehr er sich auch der allmächtige Herr der Erde dünkt, es ihm doch nicht gelingen soll, bis in unsere Häuser hinein seinen Willen als Gesetz zu tragen. Er will sich verrühmen, den Geist der Freiheit in Oesterreich aufzurichten, und er will Knechtschaft üben, indem er sogar in den Familienangelegenheiten seinen persönlichen Willen zum Gesetz erheben will. Aber in meinem Hause wenigstens soll das nicht geschehen, und wir werden nun sehen, ob der Kaiser die persönliche Freiheit wirklich ehrt, oder ob er nur mit seinen großen Worten und seinen liberalen Phrasen den Leuten Sand in die Augen streuen will. Sagen Sie dem Kaiser, Graf Rosenberg, daß, sobald er über die Schwelle meines Hauses tritt, er nicht mehr ist als irgend ein anderer Mensch, und daß er seine Souveränetät und seine Herrschergelüste draußen lassen muß.

„Diese Kaiser von Oesterreich haben uns Böhmen Alles genommen, unsere Freiheit, unsere Nationalität, unsere heiligen Rechte! Aber sie sollen erkennen müssen, daß wir uns dennoch fühlen als ein freies Volk und daß wir uns im Innern unseres Hauses nicht beugen und demüthigen vor den Erzherzogen von Oesterreich!

Die Tochter des böhmischen Grafen Rhineg wird nimmer und nimmer dem Kaiser ausgeliefert, und nichts hat er darnach zu fragen, was der Vater über seine Tochter beschlossen und wohin er sie gesendet hat, um jeglicher Verführung aus dem Wege zu gehen. Dies melden Sie dem Kaiser, Herr Graf!"

Graf Rosenberg hatte getreulich, wie es der Kaiser ihm befohlen, jedes Wort wiederholt, was Graf Rhineg ihm aufgetragen.

Joseph hatte aufmerksam ihm zugehört, zuweilen nur leise nickend bei der Wiederholung der stolzen und übermüthigen Worte des Grafen.

„Er hat Recht," sagte er dann, „es wäre ein Eingriff in seine persönlichen Rechte, wenn ich weiter gehen wollte; ich stehe hier an der Grenze meiner Macht und muß mich fügen. Und Ihr nennt mich einen Herrscher, einen mächtigen Mann, und ich kann nichts, nichts thun, um dieses unglückliche Wesen zu erretten. Ich muß sie dem Haß und dem Zorn ihrer Familie preisgeben. Aber nein, ich will noch nicht verzagen, Rosenberg! Wo die Macht des Kaisers aufhört, da müssen die Intriguen, die Ränke und Listen beginnen. Der Polizeimeister soll die geschicktesten seiner Leute aussuchen, um überall umher-

zuspähen; das Hôtel des Grafen soll Nacht und Tag belagert und beobachtet werden; dem Grafen wie seinem Sohne sollen auf allen Schritten verkleidete Polizisten folgen; man muß versuchen, die Kammerfrau der Gräfin mit Geld und Versprechungen zu gewinnen, und sie soll jeden Tag Bericht an Sie erstatten, Rosenberg.

„Ferner haben wir da den jungen Grafen Kinsky. Er kennt die alte Amme der Gräfin Constanze, und er muß sich mit ihr verständigen, daß auch sie Alles beobachtet und ihm Bericht giebt, sobald irgend etwas zu ihrer Kunde gelangt. Aber alles dies muß geheim gehalten und geschickt geleitet werden. Ich wünsche nicht, daß irgend Jemand erfahre von allen diesen Dingen, denn ich, welcher für mich selber das Gerede der Welt und die verleumderischen Zungen der Menge nicht fürchte, ich will doch nicht, daß der Name dieses jungen, unschuldigen Mädchens verunglimpft werde. Ihre Ehre soll rein erhalten werden und auf ihren Namen soll man keinen Flecken bringen.

„Ich verlasse mich auf Sie, Rosenberg, Sie werden den Polizeimeister und Alle, die wir in diesen Dingen verwenden müssen, zu unbedingtem Stillschweigen anhalten; Sie werden

ihnen Allen sagen, daß es der persönliche Wille des Kaisers ist, das Geheimniß zu bewahren."

Dem Befehle des Kaisers war genügt worden, und die nächsten Tage hatte man unausgesetzt das Hôtel des Grafen umlagert, war jedem seiner Schritte gefolgt, ohne doch irgend etwas zu erspähen und zu erfahren.

Endlich am dritten Tage kam Graf Kinsky, um dem Kaiser selber zu melden, daß in dieser Nacht die alte Gräfin Rhineg mit ihrem Sohne von ihrer Reise zurückgekehrt sei. Die Amme Constanze's war heute in der Frühe des Morgens zu ihm gekommen, um ihm diese Nachricht zu bringen.

„Und man hat von dem Kutscher, der sie zurückgebracht, nichts erfahren können?" fragte der Kaiser.

„Es scheint," berichtete der Graf Kinsky, „daß sie zu Fuß zurückgekehrt sind in das Hôtel, wahrscheinlich haben sie in einiger Entfernung den Wagen halten lassen, damit der Kutscher selber nicht wisse, wohin sie gehen. Niemand von der Dienerschaft will das Rollen eines Wagens vernommen haben, Keiner hat das Thor geöffnet, und es ist in dem ganzen Hause ein allgemeines Erstaunen gewesen, als heute Mor-

gen die Klingel der Gräfin erschallte und die Kammerfrau in das Schlafgemach ging. Es scheint, die Gräfin und ihr Sohn sind durch die geheime Seitenthür in das Palais zurückgekehrt."

„Das ist Alles, was Sie erfahren haben?" fragte der Kaiser gedankenvoll.

„Nicht Alles, Majestät, noch einen kleinen Umstand habe ich zu berichten. Die Gräfin Rhineg scheint während ihrer Abwesenheit mit Klosterleuten in Berührung gekommen zu sein, denn ihre Kammerfrau hat in ihrer Kleidertasche eine Menge kleiner Heiligenbilder und daneben vier Ablaßzettel gefunden. Ich habe das aus dem eigenen Munde der Kammerfrau, die jetzt, bezwungen von den großen Versprechungen, die ich ihr gemacht, zu unseren eifrigsten Dienerinnen gehört. Die Gräfin hat, auf das dringendste Bitten der Kammerfrau, ihr einen dieser Ablaßzettel geschenkt."

„Und Sie haben ihn?" fragte Joseph rasch.

Der junge Graf überreichte dem Kaiser ein kleines zusammengefaltetes Papier.

Joseph überflog mit raschen Blicken den gedruckten Inhalt desselben, und ein Strahl der Freude zuckte einen Moment über sein Angesicht hin.

„Das ist ein wichtiges Document, ein Document von der Narrheit und dem Aberglauben meiner armen Unterthanen, ein Document von dem Hochmuth der Priester! Aber nicht daran will ich jetzt denken; dieser Ablaßzettel ist ausgestellt von den Clarisserinnen in Seefeld. Dort also ist die Gräfin gewesen, und dort werden wir eine Spur von ihr finden. Ah, sie reizen mich, diese frommen Leute, sie reizen mich zum Aeußersten. Wir wollen die Gräfin suchen und wir werden sie finden; wir werden alle Klosterthüren sprengen, um das unglückselige Opfer väterlicher Tyrannei zu entdecken. Ich danke Ihnen, Graf, Sie haben uns da eine wichtige Spur gefunden, und bei Gott, wir wollen sie verfolgen! Ich selber werde mich nach Seefeld begeben und das Kloster untersuchen. — —

„Sie wollen es nicht anders," sagte der Kaiser, als er allein war, „sie reizen mich zu immer größerer Härte und Strenge, diese frommen, hinterlistigen Leute, sie drohen mir und trotzen mir! Sie vermeinen, neben mir eine Macht im Staate zu sein, nicht nöthig zu haben, sich dem Kaiser zu fügen, sondern nur ihrem Kaiser, der da in Rom thront, ihre Herzen und Gewissen unterordnen zu müssen! Nun, sie sollen

erkennen, daß ich der Kaiser und der Papst in meinen Landen bin, und daß ich keine Gesetze und keine Macht neben mir dulde im Staate, keine Macht außer Gott. Und nun will ich arbeiten und mich erinnern, daß es dem Kaiser nicht ziemt, um einer Sache willen zu vergessen, daß er Allen dienen muß! Mein Herz muß schweigen, mein Kopf allein soll sprechen und soll gedenken, daß ich nichts bin und nichts sein darf, als der erste Diener des Staates. Es geziemt mir nicht, in zärtlicher Schwärmerei mich beklagen zu wollen, daß mein Herz eine tiefe Wunde empfangen, es geziemt mir nicht zu girren in Liebesklagen. Fort, fort, der Kaiser ist da, des Mannes Herz muß schweigen!"

Und er arbeitete und wirkte den ganzen Tag, ging allstündlich in den Controlorgang, um die Bittschriften zu empfangen, die Klagen der Bedrängten anzuhören, nahm die Vorträge seiner Räthe entgegen, durchlas die ausgefertigten Acte und gab seine Unterschriften. Dann erst, als die Geschäfte vollendet waren, dann erst kehrte er zurück in sein Wohngemach, um auszuruhen von des Tages Last und einen Moment seinem eigenen Empfinden, seinen eigenen Gedanken sich überlassen zu können.

Still war es um ihn her, Niemand da, der den einsamen Mann mit einem Lächeln, einem süßen Worte begrüßte! Niemand da, der die geheimen Schmerzen seiner wunden Seele mit einem Trostwort linderte. Er ging, die Hände auf dem Rücken gefalten, in dem weiten Gemach auf und ab, und die Einsamkeit, nach welcher er den ganzen Tag sich gesehnt hatte, that ihm doch jetzt nicht wohl.

Die Dämmerung begann, und in grauen Nebelgestalten zogen die Schatten der Vergangenheit durch das stille, öde Gemach des einsamen Kaisers. Er blieb einen Moment stehen vor dem großen Oelgemälde, das von der Wand über seinem Schreibtisch zu ihm herabschaute, ein bleiches Frauenbild mit einem Rosenkranz im Haar, mit einem trüben Lächeln auf den rothen vollen Lippen, mit Augen, aus denen ein wunderbares, melancholisches Feuer leuchtete.

Das Portrait seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Isabella.

Er neigte leise grüßend vor demselben das Haupt, und ein Seufzer quoll aus seiner Brust hervor.

„Ja," sagte er leise, „das ist mein hartes Loos gewesen! Alles, was ich liebte, habe ich verlieren

müssen, und für mich ist die Liebe immer nur ein Schmerz gewesen! Ich habe Dich geliebt, Isabella, und von Dir habe ich den größten Schmerz empfangen, Du hast einen Tropfen Gift in mein Herz gesenkt und es leidet und blutet ewig davon! Ich habe Dich geliebt grenzenlos, unaussprechlich, und Du, Du hast mich betrogen! Nein, nicht betrogen, Du hast mich nur nicht geliebt und bist gestorben, weil Du mich nicht lieben konntest! Dann nachher, dann haben sie, um mich zu trösten, mir gesagt, daß Du mich nimmer geliebt hättest, daß Du in die Ewigkeit Dich geflüchtet, weil dort der Geliebte Deiner Seele Dich erwarte. Ja," rief er mit einem spöttischen Lächeln, „ja, um mich zu trösten, haben sie es gesagt und haben nicht gewußt, daß sie damit einen Dolch in mein Herz stießen, der ewig bohrt und nie die Wunden heilen läßt! Meinen Schmerz um Dich haben sie mir mit einem glühenden Eisen fortgebrannt, aber die Narben brennen ewig, und niemals seitdem habe ich einen Moment wahren Glückes genossen. Sie sagten, ich müßte mich wieder verheirathen, sie sprachen von neuem Glück, von neuer Ehe und stellten ein häßliches, verlogenes Weib an meine Seite. Ich haßte sie, die Nachfolgerin meiner

geliebten Isabella; ich haßte sie um deswillen, daß sie wagte, die Stelle einnehmen zu wollen, die ich von meinem Herzen nur dem Weibe meiner ersten Liebe gegönnt! Mein Haß hat die arme Josepha getödtet, oder sie hat sich vor demselben in das Grab gerettet. Aber kaum war sie todt, da haben sie mich wieder umhergehetzt, zu suchen nach einer dritten Frau! Die Kaiserin, meine Frau Mutter, wünschte es ja so sehr, daß der arme Joseph ihr einen Enkel, einen zukünftigen Erben seines Thrones bringen sollte! Aber ich konnte mein rebellisches Herz nicht bezwingen, konnte nicht zum andern Mal einer ungeliebten Prinzessin meine Hand darreichen, wollte nicht zum andern Mal ein unglückseliges Frauenherz morden! Nun aber, da ich ein Weib finde, das ich liebe, ein unschuldig Frauenherz, das in Liebe sich mir ergiebt, nun entreißt das grausame, hohnlachende Schicksal das geliebte Wesen meinen Händen und sagt mir spottend: Du bist auch nur ein armer, schwacher Mann! Mußt Dich auch beugen dem Gesetze der Nothwendigkeit, Du armes Menschenkind, das sich so groß dünkt, ein Kaiser zu sein! Ich beuge mich nach Deinem Gesetz, Schicksal, ich will nichts mehr verlangen für mich selber!

Nur frei will ich sie sehen, und dann, das schwöre ich, dann soll jeder Herzschlag meines Daseins nur meinem Volke noch gehören!"

Er nickte leise dem Bilde zu und wendete sich ab, ging langsam durch das Gemach dahin, trat an's Fenster und schaute hinaus auf den Platz vor demselben.

Stille war es und einsam da draußen, wie hier drinnen im dämmernden Gemach. Der Kaiser schaute gedankenvoll hinaus auf den Platz und auf die Straße, welche derselbe begrenzte. Geschäftig gingen die Leute herüber und hinüber, und jetzt langsam rollend kam ein Wagen daher. Ein einfacher Leiterwagen und auf demselben stand ein schwarzer Sarg; gerade dem Platze gegenüber stolperte jetzt das magere, abgezehrte Pferd, welches den Wagen zog, stolperte und fiel zur Erde.

Die Leute, welche vorübergehen wollten, blieben stehen, um dem Kutscher zu helfen, das Pferd wieder aufzurichten, und allgemach sammelte sich eine Schaar um den Wagen und den Sarg; man hörte schelten und schreien, lachen und schimpfen.

Der Kaiser öffnete das Fenster und horchte hinunter.

„Laßt ihn liegen,“ sagte jetzt eine laute, höhnische Stimme, „laßt die ganze Geschichte auf der Straße liegen und kümmert Euch nicht darum. Das ist nicht die Sache ehrlicher Todtengräber, der Schinderknecht mag kommen und den Sarg weiter befördern.“

„Ja,“ rief eine andere Stimme, „laßt den Sarg da liegen! Seht den Zorn Gottes, welcher nicht will, daß Ihr Euch um die Ketzer kümmert! Das Pferd stürzt und der Fuhrmann kann den Sarg nicht weiter schaffen!“

„Aber,“ rief eine andere Stimme, „ich habe es übernommen, ihn wegzubringen, und ich bekomme erst mein Geld, wenn ich es gethan habe. Geht, Ihr Leute, laßt mich allein. Seht, das Pferd richtet sich schon wieder auf, kümmert Euch nicht um mich, laßt mich fort!“

Der Kaiser schlug das Fenster zu, durchschritt dann hastig das Gemach und trat in das kleine Cabinet neben demselben ein. Da hingen allerlei Kleidungsstücke, dunkle, unscheinbare Anzüge, wie die Bürger und Leute aus dem niederen Volke sie zu tragen pflegen.

Der Kaiser mit eiligen Händen zog seine Uniform aus und hüllte sich in eins dieser dunklen Gewänder, warf den langen schwarzen Tuchrock

über und setzte dann über die Augen den runden schwarzen Filzhut mit der breiten Krämpe.

„So," sagte er leise, „Harun al Raschid kann jetzt einmal wieder seine Wanderung antreten und ein wenig horchen nach der Stimme des Volkes, welches die Stimme Gottes ist. Vielleicht wird er dann die Stimme nicht hören, die in seiner eigenen Brust klagt und jammert."

Er öffnete eine kleine Seitenthür und schritt über den geheimen Corridor, öffnete mit dem Schlüssel, den er immer bei sich trug, eine Thür, die in der Mauerblendung sich befand, und trat durch dieselbe nun in einen öden Corridor.

Niemand befand sich in demselben, keine Wache war da aufgestellt, denn dieser Corridor gehörte zu den Gemächern der Kaiserin Maria Theresia, welche sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht mehr bewohnt hatte, und die seitdem öde und unbewohnt geblieben waren.

Hastig ging der verkleidete Kaiser den Corridor hinunter und gelangte ungesehen über die einsamen Treppen hinab in einen der großen Vorhöfe, welche dem Volke zur Passage dienten.

Niemand achtete auf ihn, ganz unbemerkt kam der einfache und unscheinbare Bürgersmann hinaus auf den Platz und die Straße.

Der seltsame Leichenwagen hatte sich indeß wieder in Bewegung gesetzt; schimpfend und scheltend hieb der Fuhrmann, neben dem Wagen hergehend, auf das magere, stolpernde Pferd ein und trieb es zur Eile. Der Sarg schwankte, unangebunden, bei jedem Stein, über den die Räder dahinzogen, und die Leute, die vorübergingen, lachten und riefen spöttische Worte dem Fuhrmann mit dem seltsamen Gefährte zu. Niemand achtete auf den Bürgersmann, der an ihnen vorüberging und jetzt zu dem Fuhrmann herantrat.

„Sagt doch, was habt Ihr da für eine Waare auf Eurem Leiterwagen?" fragte er im Dialekt des Wiener Volkes.

„Ihr seht's ja, Bürger," antwortete der Mann mürrisch, „einen Sarg führe ich, und im Sarg ist eine Leiche, eine Ketzerleiche, oder noch was Schlimmeres."

„Und wohin wollt Ihr sie bringen?"

„Hinaus auf den Kirchhof hier nahebei. Bin schon den ganzen Tag mit ihr umhergefahren und nirgends kann ich Aufnahme finden, und es ist mir doch ein großer Lohn versprochen, wenn ich irgendwo in geweihter Erde die Leiche unterbringen kann," murrte der Bursche; „dieses Ketzervolk ist noch obendrein hochmüthig! Will

für seine Leichen stattliche Begräbnißstätten haben, als wenn sie was Besseres wären, als irgend ein anderes verdammtes Geschöpf! Sind ja doch auch verdammt die Ketzer und müssen brennen im Höllenpfuhl durch alle Ewigkeiten."

„Und wenn Ihr das wißt, guter Mann," sagte der verkleidete Kaiser, „so wundert mich, daß Ihr, ein so guter Katholik, wie es scheint, die Ketzerleiche so durch die Straßen schleppt."

Der Fuhrmann zuckte die Achseln. „Thät's nimmer, wenn ich nicht ein so armer Mann wäre! Habe mir aber zuvor einen Ablaßzettel von unserem Pfarrer verschafft und habe zwei Gulden bezahlt an den Meßpfaffen, damit er mir vier Messen für das Heil meiner Seele lese! So kann ich nun ohne Noth für meine eigene Seligkeit mit der Ketzerleiche umherziehen, um nach einem ehrlichen Begräbnißplatze zu suchen. Die Verwandten haben mir fünfzig Gulden versprochen, wenn es mir gelingt, und wollen außerdem noch fünfzig Gulden zahlen für den Platz. Ich denke, hier draußen in St. Pölten werde ich zuletzt doch noch ein Begräbniß finden, der Herr Pfarrer da ist sehr geizig, und irgendwo an der Mauer wird er wohl erlauben, daß man die Leiche einscharrt."

„Und warum folgt Niemand der Leiche, da Ihr doch sagt, daß der Verstorbene Verwandte und Familie hat?"

„Sie wagen es nicht," sagte der Fuhrmann, auf sein Pferd einhauend, „sie fürchten den Hohn und das Gespötte des Volkes, denn sie gehören zu den schlimmsten Ketzern, welche man Unitarier nennt. In der vorigen Woche hat eine solche Familie mit feierlichem Gepränge, wie es der Kaiser sogar den Beiden jetzt wieder erlaubt, eine Leiche begraben, und da hat das Volk sich zusammengerottet und sie mit Schimpfreden und Hohngelächter verfolgt, und endlich ist es zu einer Schlägerei gekommen; man hat mit Steinen auf sie geworfen, und zuletzt ist das ganze Gefolge auseinandergelaufen, so daß der Sarg ganz allein dastand. Nun wagen sie es nicht mehr, so auszuziehen, und darum ist Niemand gefolgt."

„Nun, so will ich folgen," sagte der verkleidete Bürgersmann, „fahre zu, guter Mann, wir wollen sehen, ob der Pfarrer in St. Pölten eine Grabstätte gewährt."

„Ihr gehört also wohl auch zu der Secte?" fragte der Fuhrmann, einen mißtrauischen Blick auf den Bürgersmann an seiner Seite heftend.

„Nein, ich bin ein guter Katholik," erwiderte

er, „und gerade darum will ich der Leiche eines armen verlassenen Menschen folgen, um der christlichen Liebe willen.“

Und der Kaiser trat hinter den Wagen, der jetzt langsam im Schritt sich weiter bewegte.

Endlich war der katholische Gottesacker draußen vor dem Thor erreicht, und an der offenen Pforte desselben hielt der Fuhrmann sein Pferd an.

„Was wollt Ihr jetzt thun?“ fragte Joseph, welcher kräftigen Schrittes dem armseligen Leichenwagen gefolgt war.

„Dahinein will ich jetzt gehen,“ sagte der Fuhrmann, auf das hell erleuchtete Pfarrhaus hindeutend, welches nahe an dem Kirchhof gelegen war. „Ich will den Herrn Pfarrer um Erlaubniß bitten, die Leiche zu begraben! Er liebt das Geld und ich denke, er wird mir ein Stücklein Erde bewilligen!“

„Hört, guter Mann!“ sagte Joseph, „ich meine, Ihr thätet besser, bei Eurem Pferd zu bleiben, und wenn Ihr wollt, so gehe ich hinein und spreche mit dem Herrn Pfarrer!“

„'S wär' mir schon recht,“ sagte der Mann, „aber ich kenne Euch nicht, und wer weiß, ob Ihr's versteht, zu reden!“

„Ich glaube, ich kann's,“ sagte Joseph lä-

chelnd, „hab' immer beim Lebzeltner im Prater als der beste Redner gegolten, 's macht mir Vergnügen, den Herrn Pfarrer zu bitten! Ich zahle Euch fünf Gulden, wenn Ihr's mir abtretet!"

„Fünf Gulden?" fragte der Fuhrmann verwundert, „aber Ihr seht nicht aus, als wenn Ihr fünf Gulden hättet!"

Der Kaiser griff in die Tasche seines Rockes, zog eine Börse heraus und zählte fünf Gulden auf.

„Wollt Ihr mir jetzt erlauben, statt Eurer hineinzugehen?"

„Ja, geht hinein! Ich werde indessen den Sarg abladen!" sagte der Fuhrmann, sich eilig an's Werk machend und die Stränge des Pferdes lösend. „Geht, ich richt' Alles indessen her!"

Der Kaiser, seinen Hut tiefer in's Gesicht drückend und den langen Rock bis zum Halse zuknöpfend, eilte jetzt beflügelten Schrittes nach dem Pfarrhause hin. Die Thüre desselben war nur angelehnt, und ganz sachte schob der Kaiser sie auf, so vorsichtig, daß die Klingel, welche oberhalb derselben angebracht war, nur leise ertönte. Auf dem Vorflur blieb er horchend stehen, nichts regte sich um ihn her, nur in dem oberen Stockwerk hörte er eine laute Männerstimme und eine fröhlich lachende Weiberstimme.

„Ah, es ist da droben, woher das Licht schien!" sagte der Kaiser leise vor sich hin, indem er vorsichtig die Stufen der Treppe hinaufstieg. Jetzt konnte er sich nicht mehr irren, das Geräusch der lachenden Stimmen sagte ihm, wohin er sich zu wenden habe.

„Katherle," rief die laute Männerstimme, „Katherle, ich sage Dir, Du bist das schönste Mädchen im ganzen Umkreise! Hast nichts zu fürchten von all' den anderen Dirnen; und wenn sie mir auch die längsten Beichten halten, kümmere ich mich nicht um sie! Hast nicht nöthig, eifersüchtig zu sein!"

„Der Herr Pfarrer scheint Ohrenbeichte zu halten!" sagte Joseph lächelnd vor sich hin, indem er, leise auf den Zehen schleichend, sich der Thür näherte, von woher die Stimmen erschollen, und dieselbe öffnete.

Der Herr Pfarrer bemerkte es nicht, bemerkte nur, daß seine Haushälterin heute besonders lieblich anzusehen war, und er hatte eben seinen Arm um ihren Nacken gelegt und drückte einen Kuß auf ihren Mund, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte und eine Stimme hinter ihm sagte:

„Guten Abend, Herr Pfarrer!"

Er hob den Blick empor, und eine dunkle Röthe trat in sein dickes Gesicht.

„Wer untersteht sich, hier einzutreten, ohne vorher anzuklopfen?"

„Habe geklopft, Ehrwürden! Aber es hat mich Niemand gehört, und so bin ich eingetreten, denn meine Sache hat Eile!"

„Hat Eile?" wiederholte der Pfarrer mürrisch. „Muß wirklich etwas sehr Eiliges sein, daß Ihr kommt, mich bei meinem Abendbrot zu stören! Nun was ist's, sprecht! Und Ihr, Jungfer Käthe, geht hinaus, Eure Geschäfte zu besorgen!"

„Thut mir leid, den Herrn Pfarrer stören zu müssen!" sagte der vermeintliche Bürger, „aber es ist ein dringendes Geschäft! Ich wollt' den Herrn Pfarrer bitten, meinem armen Verwandten auf dem Kirchhof eine Stelle zum Begräbniß zu gönnen."

„Auf meinem Kirchhof?" fragte der Pfarrer, dessen Gesicht jetzt einen stolzen Ausdruck angenommen hatte, „gehört der Verstorbene in meine Gemeinde?"

„Nein, ehrwürdiger Herr, er gehört nur zu der großen Gemeinde der Menschen und der Christen!"

„Auf meinem Kirchhof werden nur Solche be=

graben, die zu meiner Gemeinde gehören, nur rechtgläubige, katholische Christen!"

„Ei, ehrwürdiger Herr," bemerkte der Bürger lächelnd, „ich denke doch, der Herr Kaiser haben befohlen, daß überall an den Orten, wo es keine anderen Kirchhöfe giebt, die andersgläubigen Christen auf dem katholischen Gottesacker eine Stätte zur ewigen Ruhe finden sollen!"

„Ich kümmere mich nicht darum, was der Herr Kaiser befohlen hat!" rief der Priester unwirsch, „hier bin ich der Kaiser und Herr, und Niemand hat mir etwas zu gebieten, Niemand, als der heilige Vater zu Rom! Ihm allein sind wir unterthan und Niemand sonst!"

„Ah! Ihr kennt also nicht die neuen Gesetze? Hütet Euch, daß ich nicht hingehe und Euch anklage beim kaiserlichen Ministerium! Hat der Kaiser nicht befohlen, daß die Bischöfe und alle Geistlichen dem Kaiser unterthan sein und seinen Gesetzen folgen sollen?"

„Ei, ei!" sagte der Pfarrer spöttisch, „Ihr seid ein gelehrter Herr und kennt sehr genau die Gesetze des Kaisers!"

„Kenne sie sehr genau! Es ist Pflicht jedes Unterthans, daß er weiß, was sein Herr und Kaiser verordnet, und also fordere ich und bitte

Euch, daß Ihr meinem armen Verwandten eine Stelle auf dem Kirchhofe gewähret, denn in diesem Viertel ist er gestorben, und Ihr wißt wohl, daß sich hier kein anderer Gottesacker befindet! Fügt Euch also dem Gesetze des Kaisers und seid ihm ein gehorsamer Unterthan!"

„Wißt Ihr, Mann, was Ihr redet?" fragte der Priester streng. „Nicht zu einem Unterthanen des Kaisers, sondern zu einem geweihten Diener des Herrn redet Ihr! Und Ihr solltet wissen, daß ein Priester höher steht, als irgend ein irdischer Fürst! Wir sind unabhängig von allen weltlichen Gesetzen, und was uns der heilige Vater befiehlt, das ist uns Gesetz, und dem ordnen wir uns unter! Der heilige Vater aber hat befohlen, daß wir in geweihter Erde nur die Rechtgläubigen bestatten sollen! Und darum thu' ich's nicht und begrabe den Mann nicht auf meinem Kirchhofe! Viel kann der Kaiser befehlen, aber wir thun's nicht, wir halten auf unsern Rang, wir Priester der alleinseligmachenden Kirche! Und nun sagt mir, was ist das für ein Mensch, den Ihr bei Nacht und Nebel zu begraben kommt auf meinem Kirchhof?"

„Es ist ein Unitarier, Ehrwürden; aus Siebenbürgen ist er hierher gekommen und ist hier

gestorben, und ich ziehe mit der armen Leiche schon den ganzen Tag umher und suche für sie eine Begräbnißstätte!"

„Ein Unitarier?" schrie der Priester, „ein Unitarier, das heißt ein Heide, ein Gottesleugner, ein niederträchtiger Verbrecher, und den wollt Ihr auf meinem Kirchhof bestatten?"

„Ehrwürdiger Herr, hab' halt immer sagen hören, daß die Unitarier auch zu den Christen gehören! Es ist möglich, und ich glaub's wohl, daß ihre Lehre irrig ist, aber sie glauben doch auch an Gott und sind auch Kinder Gottes!"

„Teufelsbrut sind sie," schrie der Pfarrer, „und im Höllenfeuer müssen sie braten bis in alle Ewigkeit! Niemals soll ein solcher Heide und Verdammter auf meinem Kirchhof ruhen! Wenn Ihr ein so ergebener Diener des Kaisers seid, so begrabt Euren Verwandten doch in seiner Weise! Näht doch den Leichnam in einen Sack ein und verscharrt ihn wie einen todten Hund in der Erde!"

„Ihr wißt doch, ehrwürdiger Herr, daß der Kaiser in seiner Milde das Edict zurückgenommen und es Jedermann freigestellt hat, die Seinigen beerdigen zu lassen, wie's ihm beliebt,

und ich möcht' meinem Verwandten ein christlich Begräbniß verschaffen."

„So geht doch zu den Protestanten! Die Ketzer stehen den Heiden näher als wir!"

„Herr, just bei Euch möchte ich meinen Verwandten begraben, weil der Kirchhof halt nahe bei meiner Wohnung liegt und ich dann zuweilen herkommen kann, an seinem Grabe zu beten."

„Und ich sage Euch, nimmer und nimmer soll's geschehen!" schrie der Pfarrer, wüthend auf den Tisch schlagend, daß die Gläser, die halb noch mit dem purpurnen Rothwein gefüllt waren, klirrend an einander fuhren, „nein, niemals soll das geschehen!"

„Ich bitte Euch, ehrwürdiger Herr, schlaget mir meine Bitte nicht ab," sagte der vermeintliche Bürger in demüthigem Tone, „habe meinen Verwandten sehr geliebt, denn er war ein braver Mann, und es thut mir wehe, daß er, wie Ihr sagt, im ewigen Feuer der Verdammniß brennen soll. Möchte seine Seele erlösen und darum möche ich Euch bitten, zwei Monate täglich eine Messe zu lesen für das Heil seiner Seele!"

„Ihr möchtet mich bitten! Sehr schön gesagt! Es fehlt nur, daß die geweihten Priester auf

das Wort jedes Hergelaufenen Messen lesen müßten für die Ungläubigen und Heiden!"

„Nicht blos auf mein Wort," sagte Joseph, dessen Stimme im inneren Zorn zu zittern begann, „bin nicht so unverschämt, zu denken, daß der Herr Pfarrer ganz umsonst sich für das Seelenheil der Ungläubigen bemühen soll. Was kostet die Messe bei Euer Ehrwürden?"

„Das kommt darauf an," sagte der Pfarrer, dessen Stimme jetzt ein wenig milder geworden war, „die kleine Messe, das heißt die Gebete, welche nur an Gott und die heilige Jungfrau gerichtet sind, kosten einen halben Gulden. Aber wenn Ihr die große Messe haben wollt, und wenn noch extra an einen Heiligen die Messe gerichtet werden soll, so kostet das einen ganzen Gulden."

„So möcht' ich Euch bitten, die große Messe zu lesen, damit mein armer Verwandter erlöst werde! Hier sind sechzig Gulden, und nun bitte ich Euch, gönnt ihm auch eine Stätte auf Eurem Begräbnißplatz und leset die Messen für ihn!"

Während Joseph so sprach, hatte er den Brief hervorgezogen und zählte die sechzig Gulden auf den Tisch hin. Der Zorn des Pfarrers hatte

sich indessen beruhigt und er schaute mit habgierigen Blicken hin auf das Geld.

„Sechzig Gulden, das ist der Preis für die Messen! Aber wenn ich wirklich Eure Bitte erfüllen und an der Kirchenmauer einen Platz für Euren Verwandten geben soll, so kostet das noch zehn Gulden extra!"

„Und wenn ich die gebe, dann wollt Ihr meine Bitte erfüllen, dann können wir den Todten hier begraben?"

„Ja, ich will diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen!" sagte der Pfarrer, indem er hastig das Geld zusammenschob und in seine Tasche steckte, „zehn Gulden noch, Herr, und dann mögt Ihr den Sarg auf den Kirchhof tragen. Es ist gerade heute eine Grube gegraben, der Todtengräber hatte nichts zu thun, und da hat er im Vorrath eine Grube gemacht, denn die alte Sibylle ist sehr krank und wird nächstens sterben. Nun, sie ist noch nicht todt, und so kann die Grube für Euren Todten genommen werden! Macht's nun kurz, zählet das Geld auf!"

„Ihr sollt's haben," sagte Joseph, „und nun bitt' ich Euch, Ehrwürden, gebt mir eine Quittung über das Geld, damit ich's den Meinen, welche die Hälfte zahlen, zeigen kann!"

Der Pfarrer trat rasch an seinen Schreibtisch und schrieb auf ein großes, mit kirchlichen Siegeln schon im Voraus versehenes Papier einige Zeilen, die er dann dem Bürger darreichte. Der las sie halblaut vor sich hin:

„Ich, Franz Ignatius, geweihter und bestallter Priester zu St. Pölten, bekenne hiermit, für sechzig große Messen, von denen ich an jedem Tage eine für die Seele des Verstorbenen —

„Da fehlt der Name, Herr," unterbrach er sich im Lesen.

„Natürlich fehlt er!" sagte der Pfarrer, „ich kenne ihn nicht, wie könnt' ich ihn hineinzeichnen!"

„Und wolltet doch für ihn beten! Wie wolltet Ihr ihn dann nennen, wenn Ihr zu dem Heiligen, der mich noch einen halben Gulden kostet, gebetet hättet für Den, der in der Verdammniß brennt?"

„Ich würde Euch noch nach seinem Namen gefragt haben," sagte der Priester, „und übrigens sind die Heiligen allwissend und würden schon gewußt haben, wenn ich gesagt hätte: erbarmt Euch des Verdammten an der Kirchenmauer hier!"

„Ich bitt' Euch, schreibt immerhin den Namen hinein, möcht's gern vollständig haben!

Schreibet hinein: Ignaz Stofferln! So, ich danke Euch!"

Und er fuhr nun fort zu lesen: „Für die Seele des verstorbenen Ignaz Stofferln lesen werde, die ausbedungene Summe von sechzig Gulden empfangen zu haben, wie auch ferner zehn Gulden für die Begräbnißstätte in geweihter Erde und geweihter Gruft auf unserem Kirchhofe!"

„Ich danke Euch, Herr!" sagte Joseph, das Papier zusammenfaltend und es in seine Brusttasche bergend. „Das ist ein prächtiges Document, und damit will ich hingehen zum Kaiser und ihm zeigen, welches Gelichter die Herren Pfarrer sind, und wie sie den Himmel selbst verkaufen an die Ketzer und Ungläubigen, und wie sie der heiligen Lehre und Religion spotten und zur Parodie erniedrigen, was heilig sein soll und groß!"

„Mensch!" schrie der Pfarrer, wüthend zu ihm herantretend.

„Still!" rief Joseph, den Hut, den er bis dahin tief in die Augen gedrückt hatte, abnehmend und dem Pfarrer sein zorniges Antlitz zeigend. „Still! Unterfanget Euch nicht, Euch entschuldigen zu wollen! Ihr dünket Euch Diener des Herrn und seid nur Diener Eurer Gelüste! Ihr scheltet auf den Kaiser und meint, daß Ihr ihm keinen

Gehorsam schuldig seid? Ich aber werde Euch Gehorsam lehren, und wenn Ihr Euch nicht beugen wollt, zerbreche ich Euch, Ihr Diener des Mammons, der Heuchelei und Hinterlist! Dieses Document will ich Euch gedenken! Dieses Document zeige ich dem Papst, damit er kennen lerne, wie nöthig es ist, daß der Augiasstall dieser Priester gereinigt werde und daß die ungerechten Heuchler und Krämer ausgetrieben werden aus dem Tempel des Herrn!

„Und nun folgt mir hinaus! Helft den Sarg in die Gruft senken und sprecht ein Gebet über ihn!"

Der Pfarrer, welcher das zornige Gesicht des Kaisers erkannt hatte, wagte nicht zu widersprechen; hastig nahm er sein schwarzes Baret und folgte dem Kaiser. Auf der Vorflur stand die hübsche Haushälterin mit einem Licht in der Hand, um dem Herrn Pfarrer zu leuchten. Der aber wehrte sie unwillig ab und wollte an ihr vorüberschreiten.

Der Kaiser blieb jetzt stehen und schaute mit ernstem Blick das schöne Mädchen an.

„Wer seid Ihr?" fragte er.

„Bin die Köchin des Herrn Pfarrers," sagte sie, trotzig und fest den Fremden anblickend, der

mit so unverschämter Stimme, wie sie meinte, zu ihr sprach.

„Still, still, Katherle!“ flüsterte der Pfarrer ihr leise zu.

„Nein, nicht still!“ sagte der Kaiser, „sie hat's von Euch, Herr Pfarrer, gelernt, hochmüthig und trotzig zu sein, und sie macht Eurer Lehre wahrlich Ehre! Wo ist das Mädchen her?“

„Aus Hietzing bin ich gebürtig,“ sagte das Mädchen, die es an der Miene des Pfarrers merkte, daß es vielleicht ein vornehmer Herr sei, der sie fragte; „meine Eltern haben da gelebt. Sie sind aber längstens schon todt und der Herr Pfarrer hat sich meiner erbarmt und mich als eine weitläufige Verwandte zu sich genommen!“

„Die Herren Pfarrer erbarmen sich gern der weitläufigen Verwandtinnen, wenn sie jung und schön sind! Ich gebe Euch aber auf, daß Ihr sie entlaßt und Euch eine alte Köchin, eine alte weitläufige Verwandte nehmet, damit nicht irgend Jemand Euch so betreffe, wie ich heute die Freude gehabt habe! Jetzt kommen Sie rasch!“

Er stieß hastig die Thüre auf und schritt hinaus, gefolgt von dem Pfarrer.

Der Fuhrmann hatte indeß den elenden Sarg schon auf den Schultern hineingetragen in den

Gottesacker, und der Kaiser, gefolgt von dem Priester, der mit tückischen Mienen hinter ihm herging, trat nun ein in den Kirchhof.

Es war eine klare, helle Nacht. Im vollen Glanze stand der Mond am Himmel und beleuchtete fast mit Tageshelle die armseligen Gräber mit den kleinen, halb verfallenen Kreuzen, und ließ die kleine Kirche in der Mitte des Gottesackers einen langen Streifen über die eine Hälfte desselben werfen. Nach dieser schattigen, dunklen Seite hin führte der Priester den Kaiser. Da war die offene Grube, und unfern davon stand schon der Fuhrmann mit dem Sarge.

„Jetzt helft dem Manne, den Sarg hinunter bringen!"

„Ich?" fragte der Priester erstaunt.

„Ja, Ihr! Die Diener Gottes sollen demüthig sein und es nicht unter ihrer Würde halten, dem Herrn und seinen Creaturen zu dienen!"

Der Priester wagte nicht zu widersprechen, näherte sich dem Sarge, hob ihn mit dem Fuhrmann auf und trug ihn zu der Gruft. Da schoben sie langsam ihn hinunter, daß er kollernd mit grausigem Geräusch auf den Boden der Gruft niederrutschte.

„Jetzt betet ein Sterbegebet!" befahl Jo-

seph, „und bittet um Erbarmen für den Verstorbenen!“

Der Priester neigte sein Haupt und murmelte ein Gebet. Neben ihm sank der Fuhrmann auf seine Kniee und murmelte seine Gebete. Auch der Kaiser hatte die Hände gefaltet und auch er betete:

„Herr, mein Gott im Himmel,“ so tönte sein Gebet, „hier an der Gruft des Verstorbenen schwöre ich Dir, daß ich das Dunkel erhellen und Licht bringen will für die Menschen; ich schwöre Dir, daß ich Dein Gesetz der Liebe künden will meinen Völkern, und daß ich den starren Nacken der Priester beugen will in den Staub! Gieb mir Kraft und Stärke und Ausdauer, mein Gott im Himmel, daß ich mein Werk vollbringe. Dies niedere Grab soll für mich ein Denkmal sein, ein Denkmal der Toleranz und Bildung, die von nun an soll geübt werden in meinen Staaten! Gieb mir dazu Deinen Segen und Deine Kraft, mein Herr und Gott!“

Still war's nun rings auf dem Kirchhof, leise nur tönten die murmelnden Gebete des Priesters und des Fuhrmannes. Der Mond war jetzt hervorgekommen hinter dem kleinen Thurm der Kirche und übergoß mit hellem Glanze

die seltsame Gruppe, übergoß wie mit einem Glorienschein die hohe, aufgerichtete Gestalt des Kaisers und sein in Begeisterung glänzendes Angesicht!

„Toleranz," murmelte er, „Toleranz und Duldung! Dies sei das Gesetz meines Lebens! Gieb, Gott, daß ich meinen Schwur halte! Toleranz auch für Diejenigen, welche mich verfolgen! Amen!"

Nun neigte er sein Haupt wie zum Abschiedsgruß zum Himmel empor, dann beugte er sich nieder, nahm eine Hand voll Erde und warf sie auf den Sarg hin.

„Friede sei mit ihm, Friede mit uns Allen!"

Dann wandte er sich um, verließ hastigen Schrittes den Kirchhof und schlug die Straße ein, die er gekommen, die Straße nach Wien.

Hell und klar lag sie vor ihm da im Mondesglanz, und jeden Vorübergehenden beobachtete das große, glänzende Auge des Kaisers, als spähte er nach etwas Außerordentlichem oder Auffälligem.

Jetzt kam die Straße daher ein Wandersmann barhäuptig und barfüßig, und doch sonst so gut gekleidet, daß man annehmen konnte, es sei kein Bettler, der ohne Schuh und

Strümpfe und ohne Hut müsse durch die Nacht wandern.

Der Kaiser blieb vor ihm stehen und grüßte ihn.

„Ist Euch so heiß, mein Freund, daß Ihr auf dem harten Steinpflaster ohne Stiefeln geht?"

„Nein, Herr, recht kalt ist es mir!" erwiderte der Andere seufzend, „und die Steine thun weh an meinen Füßen, die 's sonst nicht gewohnt sind, und der Nachtwind ist kalt und legt sich wie Eis auf meinen Kopf, der nur wenig Haare noch hat, wie Ihr seht!"

„Seid Ihr denn so arm," fragte der Kaiser mitleidig, „daß Ihr nicht einmal eine Mütze habt, Euer Haupt zu verhüllen, und ein Paar Stiefeln, Eure Füße zu bekleiden?"

„Bin freilich arm," sagte der Andere, „doch so arm nimmer, daß ich mich nicht kleiden könnte. Aber, Herr — es ist eine wunderliche Geschichte, und — doch man darf nicht davon sprechen!" unterbrach er sich; „es ist das Geheimniß eines sehr vornehmen Herrn! Lebet wohl, Herr, und lasset mich weiter gehen!"

Der Kaiser hielt ihn zurück. „Bleibt doch noch ein wenig, nehmt hier diese zwei Gulden, damit Ihr auf meine Gesundheit trinken und Euch wärmen könnt! Da nehmt! Und nun sagt

mir, weshalb Ihr so barhäuptig und barfüßig geht!"

„Ihr seid ein guter Herr!" sagte der Andere, die Gulden in die Tasche schiebend; „wenn Ihr mir versprechen wollt, es Niemand weiter zu erzählen, so will ich Euch das Geheimniß mittheilen. So hört denn! Da ist der reiche Hofrath von Mehrentig, hat viel Geld verdient unter der verstorbenen Frau Kaiserin, ist ein mächtiger Herr und hält's mit den Pfaffen! Man erzählt so Mancherlei von ihm. Man sagt, er habe das Geld nicht auf rechte Weise erworben und habe sich seine Fürsprache bei der Kaiserin, seine Patronanz sehr hoch bezahlen lassen; man sagt auch, er sei ein Wucherer gewesen.

„Ja," fuhr er leise fort, „er hat gar manchen jungen Mann in's Elend geführt, wie man sagt. Endlich hat sich Einer erschossen, weil der Herr Hofrath ihm die Hölle gar zu heiß gemacht und ihn in's Gefängniß bringen lassen wollte, wenn er die Wechsel nicht bezahlte. Das hat dem Herrn Hofrath das Gewissen gerührt und da hat er zur heiligen Madonna geschworen, daß er eine Wallfahrt machen will nach Mariazell barfüßig und barhäuptig, um zwei Tage lang zu beten vor dem Muttergottesbilde und hundert

Gulden niederzulegen zu Messen für die Seele des unglücklichen Selbstmörders. Ja, das hat er gelobt zur gnadenreichen Jungfrau Maria.

„Aber der Herr Hofrath hat wenig Zeit und ist ein verwöhnter Mann, dem es den Tod bringen könnte, wenn er so barhäuptig und barfüßig dahinginge. Und da hat sein Beichtvater ihm gesagt, es genügte, wenn er einen Stellvertreter bezahlte, der für ihn die Wallfahrt machte und barhaubt und barfuß hinginge zum Muttergottesbilde und da zwei Tage lang betete und das Opfer darbrächte."

„Und da hat Euch der fromme Herr Hofrath auserkoren, daß Ihr für ihn die Wallfahrt macht?" fragte Joseph mit einem lauten Lachen.

„Ja, Herr," erwiderte der Fremde, „mich hat er dazu auserkoren, denn ich bin ein gewissenhafter Mann und werde treulich thun, was er gelobt hat, und barhäuptig und barfüßig den Gang machen! Und ich denke, es wird auch für mich ein Stücklein Gnade abfallen, und die heilige Jungfrau wird mir's gedenken, daß ich so viel Mühsal für sie erduldet! Aber nun lasset mich weiter gehen, denn mein Weg ist lang und die Füße schmerzen mich im Stehen noch viel mehr!"

„Das soll anders werden, das muß anders werden," sagte der Kaiser in sich hinein, während er nun hastigen Schrittes weiter ging, „ich werde in dieser Finsterniß der Geister eine Fackel aufleuchten lassen, damit sie einen Strahl der Erkenntniß hineinleuchte in die armen Seelen meiner Unterthanen, damit sie Diejenigen vernichte, welche im Trüben fischen und im Dunkeln ihre habgierigen Hände ausstrecken nicht blos nach den Gewissen und den Seelen, sondern auch gar sehr nach irdischem Gut! O, was haben sie mir gemacht aus meinem Volke, diese Priester, diese — —"

„Nun, so nehmt Euch doch in Acht, Ihr grober Mensch," rief eine donnernde Stimme, „seid Ihr denn ein Heide oder Jude, daß Ihr nicht Ehrfurcht habt vor einem Priester?"

Und eine schwere, mächtige Hand packte den Kaiser an der Schulter und schob ihn vom schmalen Trottoir hinweg, daß er auf die Straße hintaumelte.

„Mein Herr," rief Joseph unwillig, „ich sehe wohl, daß Ihr ein Priesterkleid tragt, aber ich glaube doch nicht, daß Ihr ein Priester seid."

„Ihr wagt es, an meinem Wort zu zweifeln," rief der Priester, „schaut mich an und seht! Gott

selber hat die Leuchte seines Mondes ausgesteckt für mich, damit Ihr erkennt, Ihr frecher Mensch, daß ich zu seinen Lieblingen und Freunden gehöre."

Indem der Priester so sprach, hob er den Arm empor und deutete hinauf zu dem Mond, der in voller Klarheit am Himmel stand und gerade die große, herkulische Gestalt des Priesters mit hellem Glanze umfloß.

„Schaut mich an und erkennt mich! Mich, den jedwedes Kind und jeder Bettler auf der Straße kennt hier in Wien."

„Ich schaue Euch an und kenne Euch doch nicht," sagte Joseph trotzig.

„Dann seid Ihr also wirklich eine Heide, ein Abtrünniger," schrie der Priester, das stolze Haupt zornig schüttelnd, „wehe über Euch, wehe!"

Das Geschrei und die zornigen Worte des Priesters hatten indessen die Leute, die vorübergingen, neugierig gemacht; sie blieben stehen und es bildete sich schnell um die Beiden ein Kreis horchender, neugieriger Leute aus dem Volke. Zu ihnen hin wendete sich jetzt der Priester, indem er sein Baret abnahm, daß der volle Mond sein glattgeschornes Haupt mit der Tonsur bestrahlte und sein Antlitz wie in Tageshelle beleuchtete.

Aber der volle Mond traf nicht blos ihn, sondern auch seinen Widersacher, den verkleideten Bürger, und während der Priester stolz dem Monde sein Antlitz zeigte, suchte dieser das seine zu verhüllen, drückte den Hut nur tiefer in die Augen und wandte sich so, daß der Mond nicht sein Antlitz, sondern nur seinen Rücken traf.

„Freunde, geliebte Zuhörer," rief jetzt der Priester mit seiner pathetischen Stimme, „sagt diesem groben Menschen, wer ich bin. Denn ich zweifle nicht, ihr kennt mich Alle! Es ist nicht möglich, daß zwölf Menschen bei einander stehen, ohne das Antlitz eines Priesters zu kennen, der täglich ihre Gewissen rührt durch seine Predigten und sein frommes Wort, der für sie predigt und betet und ihnen Ablaß schafft für ihre Sünden! Sagt also diesem Manne, der mich nicht kennt, wer ich bin!"

„Das ist ja der Pater Fast," rief eine Stimme aus dem Gedränge. „Ja," schrie eine andere, „das ist der Pater Fast, der fromme Herr, welcher die besten Conceptionszettel hat, und welcher so wunderschön predigt, daß Einem das Herz im Leibe zerbrechen möchte!"

„Ihr hört es, Mann," sagte der Priester mit einem stolzen Neigen des Hauptes und mit

der Bewegung eines Königs die Hand erhebend gegen den Bürger, dessen schmächtige, schlanke Gestalt dem Priester kaum bis zu den Schultern hinanreichte, „Ihr hört es, Mann, ich bin der Pater Fast und kehre heim von dem Besuch einer Kranken, deren Seele sich nach der Tröstung Gottes und ihres Beichtigers sehnte. Die Menschheit bedarf meiner; Gott freut sich seines Hirten und kennt mich selbst in dunkler Nacht! Bittet mich nun um Verzeihung, Ihr armer, blöder Mann, daß Eure Augen mich nicht erkannt! Bittet mich um Verzeihung, daß Ihr einen Priester des Herrn unsanft zu berühren wagtet!"

Der Bürger verneigte sich, und mit einer Stimme, die so laut und mächtig war, daß alle Die, welche die beiden Männer umstanden, sie hörten, sagte er jetzt: „Ehrwürdiger Herr, ich bitte um Vergebung, daß ich einen Priester, das heißt einen Wolf in Schafskleidern, nicht erkannte und ihm unversehens in den Rachen lief."

Ein lautes, jubelndes Lachen tönte ringsum in dem Kreise der Menschen, deren Zahl sich immer noch vergrößert hatte, ein zorniger Ausruf von den zitternden Lippen des Priesters.

„Wie," fragte er mit wüthender Stimme, dieser Mensch wagt es, einen Priester, einen

Liebling, einen Freund Gottes zu beleidigen, und Ihr, Ihr lacht dazu? Wehe über Euch Alle! Gott wird Euch strafen und ich, ich werde Euch nicht losbitten, wie ich es sonst schon so oft gethan! Ich will nichts mit Euch zu schaffen haben! Verdammt seid Ihr Alle, und in der Verdammniß sollt ihr sterben, das kündet Euch Pater Fast. Ihr aber, Ihr toller Mensch, wenn Ihr Euch bessern wollt, so lernet den Pater Fast kennen! Geht hin und hört ihn predigen, auf daß Euer Herz gerührt werde von seinen Worten und Ihr zerknirscht in Euch geht!"

„Ich will es versuchen, Herr," erwiederte der Bürger, sich leicht verneigend, „und glaubt mir, gar zufrieden und glücklich würde ich sein, wenn Ihr mein Herz zerknirschen und mich überzeugen könnet, daß ich mich in Euch geirrt habe, Herr Pater."

Der Pater nickte gravitätisch mit dem stolzen Haupte.

„Kommt in einer halben Stunde in die Capelle „zum heiligen Geiste", ich werde dort die Abendandacht halten, und ich zweifle nicht, daß Ihr zerknirscht sein und auf Euren Knieen mir Abbitte thun werdet! Jetzt gehet und machet Platz dem Priester, dem Diener des Herrn."

Und mit einer stolzen Bewegung seiner beiden Arme die Menge zurückdrängend, schritt der Priester weiter die beleuchtete Straße hinunter.

Auch Joseph ging weiter, ging dahin durch das Gedränge der Menschen und sprach mit Diesem und Jenem und ließ sich vertraulich die Noth der Einen, die Freuden der Anderen klagen. Denn vor dem Manne des Volks, welcher in so herzlicher, vertraulicher Weise zu ihnen sprach, schlossen sich die Herzen der Leute aus dem Volke auf, und der Bruder sprach zu dem Bruder und der Arme hatte Vertrauen zu dem Manne, der so vertraulich zu ihm sprach und kein gewöhnlicher Bürger zu sein schien.

Allgemach indessen verlor sich der Strom der Menschen, der sich um ihn und den Priester gesammelt hatte und dann anfangs ihm gefolgt war. Einsam und stiller wieder ward es um ihn her. Tief in seine Gedanken versenkt, ging der Kaiser nun wieder dahin, als lautes Orgeltönen und Singen ihn aufschreckte.

Er stand vor der offenen Thür einer Capelle, und er entsann sich jetzt, daß Pater Fast ihm ja angekündigt, er werde in der Capelle zum heiligen Geiste heute Abend Andacht halten.

Das war die Capelle, und die offene Thüre

ladete die Gläubigen ein, einzutreten in die heiligen Hallen des Tempels Gottes.

Joseph ließ sich rufen von den frommen Stimmen, von den Orgelklängen und der heiligen Feier. Ehrerbietig und gesenkten Hauptes trat er ein und stellte sich hinter den Schatten einer Säule, damit Niemand ihn erkennen möge, wenn er in ehrfurchtsvoller Andacht den Hut jetzt abnahm, wie es sich ziemt in dem Tempel des Herrn.

Der Gesang verstummte jetzt, die Klänge der Orgel verhallten, die dicht gedrängten Schaaren der Zuhörer, die auf den hölzernen geschnitzten Bänken saßen, neigten ihre Häupter und murmelten leise Gebete. Auch Joseph that's, neigte sein Haupt und betete, und über ihnen Allen tönte nun eine laute mächtige Stimme.

Joseph erkannte sie wohl, es war die Stimme des stolzen Priesters Fast.

Er gab zuerst seinen Zuhörern den Segen Gottes und dann, angeregt vielleicht von der beleidigenden Scene auf der Straße, angeregt von seiner eigenen Herrlichkeit und Größe, kündete er jetzt den Zuhörern, daß er heute zu ihnen sprechen wolle von der Erhabenheit und Heiligkeit des Priesters, auf daß sie zerknirscht und

reumüthig ihre Seele und ihr Gewissen in Ehrfurcht beugen sollten vor den Priestern. „Soll ich Euch sagen," rief er begeistert, „was ein Priester ist? Hört und begreift! Ein Priester ist nicht der Diener, sondern der Freund und Gehülfe Gottes. Ihr meint, ein Priester sei ein Mensch, wie Ihr Alle seid und manchmal sogar ein Mensch, auf den Ihr mit Verachtung hinabseht. Aber bedenkt, dieser Mensch, wie Ihr meint, tritt hin an den Altar und spricht nur einige Worte über das Brot und den Wein, und in dem nämlichen Augenblicke verlieren sich beide und das allerheiligste Fleisch und Blut Jesu tritt an ihre Stelle. Jesu eingefleischtes Wort! Hast Du Dich denn also dem Befehle des Priesters so zu sagen unterworfen? Dich als Schöpfer nach dem Willen des Geschöpfes anschicken wollen? O Höhe der Reichthümer, der Weisheit und Allwissenheit Gottes! Herr, Deine Anordnungen sind unergründlich und Deine Wege unerforschlich. Cherubinen und Seraphinen beugen sich vor Deinem Throne und bedecken ihr Angesicht vor dem Glanze Deiner Majestät, und hier lässest Du Dich auf die Stimme eines Sterblichen, unendlich groß, wie Dich die seligen Geister zur Rechten Deines himmlischen Vaters anstaunen,

auf unsere Altäre herab; die Hand des Priesters opfert Dich für das Heil der Welt, er spendet Dein wahrhaftes Fleisch und Blut aus zur Nahrung Eurer Brüder.

„Meine Zuhörer, heißt das nicht, daß die Gewalt der Priester über die Engel und Erzengel, über die Cherubinen und Seraphinen weit erhaben sei? Nicht den Engeln und Cherubinen, sondern den Priestern hinterließ der Messias beim letzten Abendmahl den Auftrag, zu thun, was er gethan, und an seiner Stelle das Opfer seines allerheiligsten Fleisches und Blutes dem himmlischen Vater bis an das Ende der Welt zu entrichten. Und Ihr wollt den Priester betrachten als einen Menschen? Ihr wollt vermeinen, ein Priester könne irren und fehlen? Wehe über Die, welche Solches glauben. Wehe, ruft der Priester aus über die Ungläubigen, und säßen sie selbst auf einem Throne und trügen sie eine Krone von Gold und Edelgestein! Die Krone wird fallen vor dem Worte des Priesters, und als ein jammervoller Wurm wird der höchste Fürst, der es wagt, dem Worte Gottes und seines Priesters zu trotzen, zur Erde niedersinken und zusammenfallen in Staub! Ich frage Euch noch einmal, was sind die Priester? Was thun sie?

Sie sind berufen, einen Gott als Opfer zu schlachten! Das ist ein neuer, ein unendlicher Grad der Heiligkeit ihrer Handlungen, aber zugleich ein neuer Vorwurf für Euch, meine Zuhörer, wenn Ihr die ehrfurchtsvolle Achtung gegen die Priester bei Seite setzet.

„Sie opfern einen Gott! Was könnt Ihr Euch Größeres und Herrlicheres sagen, was könnt Ihr Größeres denken, als die Opferung eines Gottes? „O, Ihr Priester, Ihr seid Götter und alle Söhne des Höchsten!“ so rufe ich aus mit dem Propheten David! Ja noch mehr, die Priester sind in diesem Charakter, in dem sie Gott opfern, höher selbst in einer gewissen Weise als Gott selber; nicht die Gewalt haben sie allein, seine Person zu vertreten, sondern auch sogar die Macht, ihm zu befehlen. Auf ihr Wort kommt Gott vom Himmel auf die heiligen Altäre; die Priester sprechen, und Gott erweist ihnen den geschwindesten und genauesten Gehorsam mit einer Art von Ehrerbietung. Die Sache ist wichtig, ich wiederhole sie Euch daher noch einmal: die Priester sind in ihrem Charakter Gott gleich, denn sie vertreten Gottes Stelle, sie sind in einer gewissen Art mehr als Gott,

sie befehlen ihm und ehrerbietig gehorcht er ihren Worten."*)

Und weiter in begeisterten Worten sprach der Priester, ermahnte seine Zuhörer zu Gläubigkeit und zur Zerknirschung, ermahnte sie auch zuletzt, abzulassen von ihrer Sündigkeit und dadurch es ihm zu beweisen, daß sie Meßopfer spendeten, dadurch auch es ihm zu beweisen, daß sie recht viele von den Conceptionszetteln kauften, deren Kraft und Vortrefflichkeit sie nicht bezweifeln dürften, wenn sie gläubig wären.

„Wollt Ihr Euch erretten von jeglichem Schaden und jeglicher Noth in Euren Herzen und Seelen und in Euren Leibern, so kommt täglich zu mir und hört meine Lehre, so beugt Eure Herzen unter die Gewalt und die Kraft Eurer Priester und kauft von den Conceptionszetteln, damit Eure Leiber nicht allein, sondern auch die Eurer Freunde und Verwandten, damit auch Euer Vieh und Euer Hab und Gut gesichert sei. Der Meßner hat von meinen wunderbaren Conceptionszetteln und er kann sie Euch geben! Bei ihm werdet Ihr sie kaufen, und Ihr werdet

*) Diese Predigt ward wirklich gehalten, genau in demselben Wortlaut im Jahre 1782 zu Wien. Siehe: Beiträge zur Geschichte der Kapuziner in Oesterreich. 1783.

reichlich dafür spenden, denn das Geld für die Conceptionszettel ist bestimmt zum Messelesen für die Seelen Derjenigen, welche im Fegefeuer schmachten, weil sie, da sie noch lebten, es gewagt haben, den heiligen Priestern zu trotzen! O meine Freunde, die Schaar dieser Unseligen, die da schreien und heulen im Fegefeuer, ist groß, und viele Conceptionszettel müßt Ihr kaufen, wenn Ihr wollt, daß sie erlöst werden!"

Und so begeistert waren die Zuhörer von der glühenden und flammenden Rede des Priesters, daß sie nach beendetem Gottesdienste hindrängten zu der Sakristei, um eiligst zu kaufen von den Conceptionszetteln, welche der Meßner ihnen bot.

Joseph folgte dem Strom der Gläubigen und begab sich auch in die Sakristei, trat hin an den Tisch, auf welchem, mit zierlichen rothen Bändern umwickelt, die Zettelchen lagen.

„So sagt mir doch, Meßner," fragte er, sich dicht herandrängend an den Tisch, „was verkauft Ihr denn da?"

„Conceptionszettel, guter Mann, und ich rathe Euch sehr, auch davon zu kaufen, denn sie sind zu allen Dingen gut."

„Sagt mir, wozu sie gut sind," erwiderte Joseph, „und ich will kaufen."

„Wozu sie gut sind?" wiederholte der Meßner, „ich will es Euch sagen. Wer einen solchen Zettel bei sich trägt, ist zum Ersten sicher vor allen erdenklichen Zaubereien.

„Wenn dem Vieh, wenn es krank wird, ein solcher Zettel eingegeben wird, ist es gleich wieder gut.

„Wenn Ihr einen Zettel in ein blechernes Kästchen legt und dasselbe verlöthet und ein solches Zettelchen in die vier Ecken Eures Gartens legt, so kann Euch kein Ungewitter schaden.

„Wenn Ihr Schmerzen habt in Eurem Leibe, so verschluckt Ihr ein solches Zettelchen, und gleich sind die Schmerzen weg. Und hättet Ihr auch hunderttausend Teufel im Leibe, die Zettel treiben sie aus!

„Das ist nur ein wenig von all' den Wundern, welche unsere Conceptionszettel, die der Pater Fast gesegnet hat, für die leidende Menschheit vollführen. Nehmt aber diese Schrift, kauft sie mit den Conceptionszetteln, und daraus könnt Ihr lernen, was all' für Wunder sie schaffen. Fragt auch die Leute hier, sie werden es Euch sagen."

„Ist Einer unter Euch, Freunde," fragte Joseph die Leute, die immer neu sich herandrängten, „Einer, der schon die Wunderkraft der Conceptionszettel erfahren?"

Sie sahen den Fragenden scheu und betroffen an und Einer murmelte: „Freilich, erprobt haben wir's noch nicht. Aber der Pater sagt, daß sie helfen."

„Sie helfen," schrie der Meßner, „sie helfen sicherlich! Kauft, meine Freunde, kauft, damit die Seelen aus dem Fegefeuer erlöst werden, denn für das Geld liest der fromme Pater Messen, Todten-Messen für die Verdammten! Kauft, wenn Ihr gläubig seid und Eure Seelen vor Schaden bewahren wollt!"

Und die Armen und Bethörten, welche vielleicht morgen nicht wußten, wovon sie ihr Leben fristen sollten, welche vielleicht jetzt hinausgingen aus der Kirche, um draußen bettelnd ihre Hände den Vorübergehenden hinzustrecken, die Armen suchten aus ihrer Tasche die letzten Heller und die letzten Kreuzer hervor, um sie dem Meßner hinzureichen und für den mühseligen Erlös ihrer Arbeit und ihrer Mühe sich die Conceptionszettel zu kaufen.

Joseph sah ihnen zu, und tiefe Betrübniß und tiefer Jammer war in seinem Herzen. Er machte sich Bahn durch die immer neu herandrängende Menge und schritt hinaus, und wie er nun wieder draußen war auf der Straße, da

blickte er auf zum Mond und hob den Arm mit der geballten Faust empor.

„Ich schwöre, daß dies anders werden soll! Ich will den Hochmuth brechen, will dem Wolf die Schafskleider ausziehen!"

Er hatte es ganz laut gesagt, nicht daran denkend, wo er war und daß man ihn hören konnte.

Jetzt legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte in sein Ohr: „Sprecht nicht so laut; fürchtet die Wölfe in den Schafskleidern."

Der Kaiser wandte sich um zu Dem, der an seiner Seite stand.

„Ihr habt meine Worte gehört?" fragte er.

„Ja, ich habe sie gehört, Herr, und ich habe begriffen, daß Ihr nicht ganz der arme Bürgersmann seid, für den Ihr Euch ausgebt."

„Und was meint Ihr denn, Herr Abbé," fragte Joseph hastig, „was meint Ihr denn, daß ich bin?"

Der Abbé zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Herr, und es ziemt mir auch nicht, darnach zu forschen! Ich wollte aber, Ihr wäret ein recht großer und mächtiger Herr und könntet Eure Hand ausstrecken drohend gegen alle diese Heuch-

ler und Betrüger und könntet das finstere Gebäude zerschellen."

„Was für ein Gebäude?" fragte Joseph erstaunt.

„Das Gebäude der Hierarchie! Ich wollte, ich könnte einmal sprechen zum Kaiser, ich wollte ihm klagen all' die Noth und den Jammer, in welchen wir durch die Priester gekommen. Ich wollt' ihm sagen, daß er der Auserkorene, der Herrliche ist, welcher den Jammer der Menschen enden soll, indem er die Wucherer austreibt aus dem Tempel Gottes und den Schacher endet."

„Ihr scheint mir ein gar seltsamer Mann," sagte Joseph, indem er stehen blieb und mißtrauisch fast das blasse Gesicht des Abbés anschaute, welches der Mond noch blasser erscheinen ließ. „Ihr tragt das Kleid eines Weltgeistlichen, eines Abbé, und Ihr wagt, auf offener Straße gegen einen Fremden, den Ihr nicht kennt, zu schelten und zu schimpfen auf die Priester?"

„Wer soll es denn thun, wenn ich es nicht thue? Wer kann denn sagen, daß er die Priester kenne, wenn es nicht ein Priester sagt?" antwortete der Andere achselzuckend. „Ich wollte, meine Stimme tönte so laut, daß die Priester erzitterten und darnach trachteten, mich unschäd-

lich zu machen. Ich würde dann schreien nach Recht und Gerechtigkeit, so laut, daß mich der Kaiser hörte und, wenn er mich hörte, mich zur Verantwortung ziehen wollte! Dann würde ich ihm sagen: Seht mich an, Majestät, ich war ein guter Christ, und weil ich es war, ward ich Priester, und nun will ich Euch sagen, Majestät, was ich jetzt bin, ein erbarmungswürdiger, liederlicher Mensch, der sein Dasein vergeudet, der von Betrug und Lüge lebt. Ich würde ihm ferner sagen: Majestät, ich bin ein Meßpfaffe, und damit ist Alles gesagt, damit kennt Ihr meine ganze Noth und meinen ganzen Jammer! Erlöst mich, Majestät, würde ich sagen, gebt mich frei, indem Ihr alle Diejenigen frei gebt, welche gleich mir durch einen Eid gebunden sind! Löst diesen Eid, Majestät, gebt das Gewissen der Priester frei, legt es in ihren Willen, ob sie ferner Priester sein wollen, und dann, Majestät, dann werdet Ihr sehen, wie Tausende jauchzend sich abwenden von den Altären, die sie erst gesucht, wie Tausende ihre Hände ausstrecken werden nach Arbeit und vermeinen werden, besser dem Herrn, ihrem Gotte, zu dienen, wenn sie im Schweiße ihres Angesichts arbeiten für ihr tägliches Brot, als wenn sie beten und die Men-

schen belügen und betrügen, weil sie ihnen einbilden wollen, daß ihre Gebete Kraft haben vor dem Herrn."

Der Abbé war, während er so sprach, mit hastigen, leidenschaftlichen Schritten vorwärts gerannt, so daß Joseph kaum im Stande war, ihm zu folgen.

„Wunderlicher Mensch," sagte Joseph, erstaunt in das blasse, zuckende Gesicht des jungen Mannes schauend, „Ihr scheint mir wirklich sehr unglücklich zu sein."

„Ja, unglücklich bin ich, denn ich schäme mich über mich! Ich schäme mich meines Irrthums und der Greuel, die ich täglich sehe! Ich bin ein Abbé, ein Meßpriester! Ist das nicht Jammers genug, Herr? Soll ich Euch sagen, was ein Meßpriester ist? Ein Mensch, der kein Amt hat und keinen Beruf, der sich in Müßiggang umhertreibt, nichts weiter zu thun hat, als täglich, wo es ihm beliebt, in einer Capelle eine Messe zu lesen und dafür einen halben Gulden zu empfangen. Ach, Herr, wenn ich an diesen halben Gulden denke, welchen die Christen so gutwillig hergeben und den wir Geistliche so dreist annehmen, so komme ich ganz außer Fassung. Ja, diesem Schandgelde haben wir es zu danken,

daß so viele nichtsnutzige Studenten Geistliche werden, die sonst nicht daran gedacht haben. Der halbe Gulden macht, daß in den Klöstern Alles von Geistlichen wimmelt, die Messe lesen. Der halbe Gulden macht, daß so viele Bösewichter, welche zur Zeit der heiligen Väter nicht einmal mit dem gemeinen Christen hätten Messe hören dürfen, keinen Tag unterlassen, das christliche Volk beim Altar zu ärgern, die Kirche mit den schrecklichsten Privilegien anzufüllen und anstatt des Gottessegens den Fluch über uns zu bringen."*)

„O, Herr," fuhr der Abbé in glühender Leidenschaft fort, indem er seine Hand auf den Arm des Kaisers legte; „Herr, habt Erbarmen, übt Gnade an den Menschen, indem Ihr Ungnade übt an den Priestern! Ihr habt ein großes Werk begonnen! Vollführt es in Macht und Kühnheit; es ist jetzt nicht der Moment, wo ich lügen und heucheln kann, Niemand hört uns, Niemand sieht uns als Gott allein, der sein Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte in diesem Moment! Mein Kaiser und Herr, Ihr seid der Gerechte, und ich, der Priester,

*) Die eigenen Worte des Abbé Blarer in seiner Vertheidigungsrede, da er sich weigerte, die Messe zu lesen.

ich bin der Ungerechte! Ich habe Euch erkannt, da Ihr dastandet mit zürnendem, flammendem Angesicht im Tempel des Herrn, den der hochmüthige Priester fast entweihte mit seiner stolzen Rede! Ich sah Eure glänzenden Augen, die wie der Himmel strahlten. Und eine tiefe Zerknirschung und eine heilige Bewegung erfaßte mein Herz und ich dachte, ich müßte Euch folgen, um in der Stille der Nacht Euch meinen Jammer und den Jammer der Welt zu klagen. Darum bin ich Euch gefolgt, Herr, darum wollte ich versuchen, Euch schauen zu lassen in mein Herz, welches zugleich das Herz von hunderttausend unserer bethörten Priester ist, die gläubig hineingegangen sind in die Kirche und haben erkennen müssen, daß, indem sie das Gelübde aussprachen, sie sich nicht zum Diener Gottes, sondern zum Diener ihrer Oberen gemacht haben! O, mein Kaiser, erlöst die Verirrten, indem Ihr die Bande löset, welche den Priester an seine Oberen fesseln! Richtet die wahre und unsichtbare Kirche wieder auf, indem Ihr die sichtbare Kirche ihrer Macht entkleidet! Laßt die Sonne hineinscheinen in die dumpfen Klostergänge, erbarmt Euch Derer, die da sitzen in einsamer Zelle, die Hände ringend und das Haar sich zerraufend, weil sie im Kloster

nicht mehr glauben können an Gott, dem sie doch zu dienen meinten, als sie zum ersten Male in die Zelle eintraten.

„Glaubt mir, mein Kaiser und Herr, Hunderttausende jammern in dieser Stunde, wie ich, flehen zu Euch: Erlöset uns von den Banden unserer Oberen, gebt unsere Gewissen frei, indem Ihr die Bande zerreißt, welche uns fesseln an den Stuhl Petri zu Rom und uns erniedrigen wollen zu Werkzeugen der stolzen Priester. Ich bin nur ein jammervoller, elender Wurm; aber aus mir klagt das Gewissen und das gepeinigte Herz Eures guten Volkes! Erlöset Euer Volk, Herr, macht es glücklich und frei, indem Ihr es erlöset von der Macht und Gewalt der Priester. Sie schreien wohl Zeter über Euch, sie werden vielleicht auch Euer Leben bedrohen. Aber Gott wird ihre Hand halten, daß sie Euch nicht verwunden können, und Gott wird das Zetergeschrei der Priester in einen Segensjubel Eures Volkes verwandeln. Gehet hin, Majestät, und thut nach dem Willen Gottes!

„Und nun, Herr," fuhr er mit sanfter und leiser Stimme fort, hoch aufathmend, als sänke er eben aus begeistertem Flug wieder hinunter auf die Erde und in den Staub, „nun, Herr,

habt Erbarmen mit mir und vergebet meine stolzen Worte.“

„Ich vergebe Euch nicht blos,“ sagte der Kaiser sanft, „ich danke Euch! Denn Vieles habe ich gelernt und erkannt aus Euern Worten, und ich will, daß es nicht zum letzten Mal ist, daß wir einander begegneten. Sagt mir Euren Namen, damit ich ihn in mein Herz schreibe, und wartet auf meinen Ruf. Ihr sollt mir helfen bei meinem Werk, das ich, wie Ihr saget, vollbringen muß und das ich, wie ich jetzt im Angesicht des Himmels künde, vollbringen will! Sagt mir also Euren Namen und wo ich Euch finden kann.“

Der Abbé schüttelte traurig das Haupt. „Nein, Majestät, helfen kann ich Euch nicht und will es auch nicht! Ich bin ein verlorener Mann und das elende Leben, das ich führe, hat meine Kraft gebrochen! Ich will auch nicht, daß Ihr denken könntet, ich hätte aus Eigennutz vielleicht so gesprochen und wollte aus meinem Kaiser und Herrn mir eine Patronanz schaffen. Ich habe Euch die Stimme Eures gepeinigten Volkes, die Stimmen der armen gepeinigten Priester vernehmen lassen, und wenn sie eingedrungen ist in das Herz meines Kaisers, so kann ich in

meiner Sterbestunde, die, so Gott will, bald mich erlösen wird von meinem Jammer und meinem elenden Dasein, doch zu mir sagen: ich habe nicht ganz umsonst gelebt, denn ich habe gesprochen zu meinem Kaiser und meine Worte sind in sein Herz eingedrungen. Lebet wohl, Majestät, und der Segen des Himmels, der Segen aller Engel Gottes sei mit Euch!"

Und ohne eine Antwort des Kaisers abzuwarten, wandte der Abbé sich um und ging eiligen Schrittes von dannen.

Der Kaiser schaute lange und sinnend der dunklen Gestalt nach, die im Mondschein dahin wandelte und einen langen Schatten rückwärts warf bis zu ihm hin.

„Seltsam," sagte er leise, „er hat zu mir gesprochen, wie ein Bote des Himmels, und vielleicht war er ein solcher! Ich will es so annehmen und will seine Worte tief in mein Herz schreiben, um darnach zu handeln!"

Langsam wanderte der Kaiser jetzt weiter, langsam kehrte er heim in die Burg auf dem geheimen Wege, auf welchem er sie verlassen.

8.

Das Toleranz-Edict.

Nicht um zu ruhen und zu schlafen, war der Kaiser von seinem Harun al Raschid-Gang heimgekehrt. Die ganze Nacht verlöschte nicht das Licht in seinem Arbeitscabinet, und während Alles schlief in der Kaiserburg, wachte der Kaiser allein, wachte für das Wohl seines Volkes, das er erlösen und beglücken wollte.

Als am Morgen die beiden Freunde Lacy und Rosenberg zu ihm eintraten, kam der Kaiser ihnen entgegen mit so strahlendem, verklärtem Angesicht, daß Beide staunend und fragend ihn anschauten.

„Meine Freunde,“ sagte er, „ich bin diese Nacht auf ein paar Stunden ein seliger Geist gewesen. Wie Gott selber habe ich über den

Wassern geschwebt und hinuntergeblickt in das Chaos der Welt und erkannt, wie ich es erheben und klären muß, daß es frei und herrlich sich gestalten kann. Freilich hat Gott nur sieben Tage gebraucht, um das Chaos zu lichten.

„Aber was vor Gott ein Tag, ist in den Augen der Menschen zum mindesten ein Jahr, und so getröste ich mich denn, daß ich das Chaos, was ich in dieser Nacht geschaut, zu schöner, freier Gestaltung bringen werde in sieben Jahren! Ich habe auch neben mir den Teufel gesehen und erkannt, ich habe gesehen, wie er das Chaos heraufbeschworen und aus dem Paradiese der Unschuld den Höllenpfuhl der Sünde geschaffen! Ja, meine Freunde, ich glaube jetzt selbst an den Teufel; und wißt Ihr, wie er sich nennt? Er nennt sich Priesterhochmuth. Ich will ihn aber brechen, ich will das Chaos zu einer schönen, glücklichen Welt verklären, ich will freie, glückliche Menschen um mich haben, keine Sclaven, über welche die Priester ihre Hände ausbreiten, keine Verfolger und keine Verfolgte! Frei soll mein Volk sein, ein Volk von Brüdern, wo Jeder den Andern ehrt, Jeder Nachsicht hat mit dem Andern und Keiner sich dünkt im stolzen Hochmuth, daß er mehr sei als sein Bruder!

„Und wisset Ihr, Freunde, welches die Beschwörungsformel sein wird, mit welcher ich den Teufel banne und die Ketten breche, die das Volk an den Teufel binden? Diese Beschwörung wird heißen: Toleranz-Edict!"

„Um Gott, Majestät," rief Lacy erschrocken, „Sie wollen doch nicht noch weiter gehen? Nicht den Zwiespalt zwischen Kirche und Staat noch weiter ausdehnen?"

„Ja, Freund, das will ich," rief Joseph mit einem strahlenden Lächeln; „ich will ihnen zeigen, diesen Schwarzröcken, daß ich sie nicht fürchte; ich will diesen Papst in Rom, der sich gern den Unfehlbaren nennen möchte, demüthigen und in den Staub werfen vor mir, vor dem Menschen, nicht vor dem Kaiser. Ich will ihn lehren, daß auch Er nur ein Mensch ist, und daß ich mich nicht fürchte vor seinem Uebermuthe."

„Thun Sie's nicht, Majestät," rief Graf Rosenberg flehend, „haben Sie Erbarmen mit sich selber! Schon heult und schreit die Priesterschaft in allen Ihren Landen, ja nicht allein in allen Ihren Landen, sondern auch in Italien und aller Orten, daß der Kaiser von Oesterreich der Antichrist sei, welcher Gott selber bekämpfen wolle! Schon predigen sie Zeter und Mord in

allen Kirchen gegen Euch, Majestät, reizen Sie sie nicht noch mehr! Lassen Sie zuerst Das, was geschehen, sich klären, lassen Sie das Volk begreifen, daß Eure Majestät nicht der Feind der Kirche sind, sondern nur der Feind der Geistlichkeit, und dann, wenn es zu dieser Erkenntniß gekommen ist, dann, Majestät, gehen Sie weiter; aber nicht früher!"

„Nein, nicht früher," rief Lacy eifrig und flehend, wie Graf Rosenberg. „Wollen Sie Erbarmen haben mit sich selber. Denn wenn Sie ausführen, was Sie beschlossen, Majestät, so ist für Sie selber Ruhe und Frieden für immer verloren! Man kann kämpfen gegen Schaaren sichtbarer Feinde, aber nicht gegen unsichtbare! Das Auge Eurer Majestät ist hell genug, um die sichtbaren Feinde zu erkennen, aber der Kampf gegen die unsichtbaren ist der schlimmste und gefährlichste! Diese Leute in ihrem Fanatismus und ihrer Wuth bedienen sich aller Waffen, und wo der Soldat nur das Schwert aufhebt im Sonnenglanze, da nimmt der Priester zu Gift und Dolch seine Zuflucht. Das bedenket, Majestät, und darum — — —"

„Und darum," unterbrach ihn Joseph hoheitsvoll, „darum sollte ich, um meines eigenen Le-

bens zu schonen, nicht vollbringen, was ich als das Rechte und Nothwendige erkannt? O, meine Freunde, mögen sie mich verfolgen mit Gift und Dolch, wenn nur das Werk, das ich begonnen, zu Ende geführt, wenn nur das Licht, welches ich aufstecken will für mein Volk, nicht von den Priestern ausgeblasen werden kann. Dies ist mein Ziel, und ich müßte mich selbst mißachten, wenn ich nicht vollbrächte, was Gott mir befohlen zu thun. Ja, glaubt es mir, Gott selber hat dieses Licht in meiner Seele angezündet, und in dieser Nacht, ich wiederhole es Euch, habe ich über den Wassern geschwebt und erkannt, was sein muß und was sein soll! Darum redet mir nicht mehr von Bedenken und nicht mehr von Schonung für die Priester! Wir sind unerbittliche Feinde, und es kann von einem Compromiß zwischen mir und der schwarzen Schaar nicht mehr die Rede sein! Das Toleranz-Edict wird ausgeführt werden, und die Welt soll erfahren, daß Kaiser Joseph nicht in den Fußtapfen seiner Vorfahren weiter gehen wird und sich nicht beugt vor dem Priesterstuhl in Rom. Ich bin Kaiser in Deutschland, Kaiser will ich auch sein über die Gewissen meiner Unterthanen, und dieser Priester in Rom soll nicht gebieten können in meinen Landen."

„O Jammer und Wehe über Eure Majestät,“ sagte Graf Rosenberg, mit traurigen Blicken in das verklärte Angesicht des Kaisers schauend. „Ich werde von nun an keine Stunde mehr der Ruhe und des Friedens haben, denn die Angst und Sorge um meinen Kaiser wird nicht aus meiner Seele schwinden.“

„Und auch ich,“ sagte Lacy mit traurigen Mienen, „auch ich fühle, daß es für mich nun keine Ruhe mehr geben kann, und daß es eine Stelle in dem Herzen jedes Mannes giebt, wo die Feigheit wohnt. Ja, Majestät, ich bekenne es ehrlich, mein Herz zittert vor Angst, wenn ich denke, was Eure Majestät beginnen wollen, und — ich sage Ihnen die ganze und offene Wahrheit, Majestät — ich glaube nimmer und nimmer, daß Sie's vollbringen werden.“

„Und ich,“ rief der Kaiser begeistert, „ich bin überzeugt, daß ich's vollbringen werde. Ja, meine Freunde, schaut her,“ sagte er, indem er zu dem Schreibtisch herantrat und ein Blatt Papier von demselben aufnahm, „schaut dies Papier. Es soll wie eine Oriflamme aufleuchten über meinen Landen, und zu ihm aufblicken sollen alle die Geknechteten und sich aufrichten und sich erheben von ihren Knieen und sollen sagen: Wir sind

frei, wir sind erlöst; denn die Bande sind gebrochen, welche uns zusammenschmiedeten, und die Ketten sind gelöst, welche uns an den Priester zu Rom und an die Pfaffen schmiedeten! Dies hier ist der Entwurf zu dem Toleranz-Edict. Schaut diese kleinen Buchstaben! Schwarz und gekritzelt, unscheinbar stehen sie da auf dem weißen Papier, und sind doch lauter Soldaten, die ich ausschicke in die Welt, um zu kämpfen gegen das wüthende Heer der fanatischen Priester! Ja, diese kleinen Buchstaben sind mehr werth, das glaubt mir, als alle Armeen der Welt, und mächtiger sollen sie kämpfen wie ganze Heere meiner tapfersten Soldaten, selbst wenn Lacy und Rosenberg sie anzuführen vermöchten!

„In fünf Artikel soll mein Toleranz-Edict eingetheilt werden, und hört nur schnell die Uebersicht dieser fünf Artikel: Im ersten befehle ich und gebiete ich, daß in allen meinen Landen ein Jedweder seinen Gott auf seine Weise anbeten darf, Katholiken und Protestanten, Juden und Muhamedaner! Ein Jeder soll das Recht haben, zu denken, er habe seinen Gott erkannt und nur, wie Er ihn anschaue, so sei es recht gethan; aber daneben soll mir Keiner den Andern verlästern dürfen und Keiner soll sich in stolzem

Uebermuthe überheben und sagen: Du bist einer von den Verlorenen und ich bin allein der Gesegnete! Neben einander sollen sie dahinschreiten können, die Gläubigen und die sogenannten Ungläubigen! Verachten soll Keiner den Andern, überheben sollen sich nicht die Priester der einen Religion über die Priester der andern Religion, und Keiner soll sich dünken, ein Besserer zu sein! Nur die Sectirer will ich in meinem Reiche nicht dulden; denn so weit soll die Toleranz nicht geübt werden, daß man denken könnte, auch die Zügellosigkeit habe ein Recht!

„Die Religionen sollen geehrt werden! Aber die Secten, die verwerfe ich, und damit dieser erste und hauptsächlichste Artikel meines Toleranz-Edicts ausgeführt werden wird, verordne ich zum Zweiten, daß die Macht der Geistlichkeit eingeschränkt werde, das heißt, daß sie nicht allein abhängig sein soll von ihrem obersten Priester in Rom, sondern daß sie fühlen und erkennen müssen, die Herren Pfaffen, sie seien vor allen Dingen ihrem Landesherrn Unterthänigkeit und Gehorsam schuldig! Von mir, als ihrem Kaiser, sind sie abhängig, und nichts sollen sie verkündigen und sagen dürfen, ohne daß ich dazu die Erlaubniß durch meine Regierungsorgane gegeben habe."

„Das heißt," rief Rosenberg, „Eure Majestät wollen den Papst in Rom von seinem Stuhle werfen und er soll nicht mehr sich dünken können als der Statthalter Gottes auf Erden!"

„Meinetwegen mag er es sich dünken; aber er soll sich nicht mehr dünken als der Herr und Gebieter auch der Bischöfe und Geistlichen, die in meinen Landen wohnen! Mag er sich dünken als der Herr und Priester Derjenigen, die in dem gottgeweihten Rom leben und sich seine Unterthanen nennen! Aber hier in meinen Staaten muß Jeder, welcher den Vortheil der Gesetze genießt, auch dem Gesetze sich unterthan fühlen, und darum befehle ich und verordne ich, daß Alles, was der Papst in Rom seinen Geistlichen gebietet, erst dann Gültigkeit hat, wenn ich es erlaubt habe, und daß nichts in meinen Landen vom Papste publicirt werden darf, ohne daß es, wie jede andere Schrift, von der Censur genehmigt sei.

„Und drittens will ich nicht, daß es unnatürliche Eide und Gelübbde gebe, die zu halten sind, wenn auch das Herz und Gewissen sich dagegen sträuben! Darum verordne ich und befehle, daß die Klosterpforten geöffnet werden und daß Jeder, welcher austreten will, dies thun

kann, ohne daß er den Bannstrahl des Papstes zu Rom zu fürchten hat, und ohne daß er angesehen wird als ein Verlorener, wenn er aus diesem müßigen Klosterleben hinaustreten will in die arbeitsame Welt!

„Zum Vierten will ich auch den Geistlichen genugthun! Denn glaubt mir nur, es giebt gar Viele, welche die Ketten fühlen, die sie an Rom binden, und froh sein werden, von ihnen erlöst zu werden! Ja, ich will diese Fesseln lösen, welche meine Priester an den Papst zu Rom ketten, und darum befehle ich, daß jedweder Priester nur nach seinem eigenen Gewissen verdammen und erlösen soll, und daß der Papst in Rom nichts zu befehlen hat über die Gewissen der Priester in meinen Landen. Es soll nicht nothwendig sein, daß die Priester dem Papste in Rom den Eid der Unterthänigkeit und des Gehorsams weihen; denn man kann nicht zweien Herren zu gleicher Zeit dienen, und unmöglich möchte es sein, daß man dem Kaiser Joseph und zugleich dem Papst Pius VI. genugthue. So will ich sie ablösen von Rom, damit ich sie fester binde an mein Kaiserhaus, und darum verordne ich zum

Fünften, daß alle Bischöfe und Geistlichen

in meinen Landen gehalten werden sollen, die Mißbräuche, die sich in der Kirche eingeschlichen haben, abzustellen! Dahin rechne ich zunächst die Ablässe und die Bullen des Papstes, die sofort von den Ordensgeistlichen in den Beichten und General-Absolutionen ertheilt werden und die, anstatt die Frömmigkeit zu vermehren, vielmehr durch die Uebermäßigkeit der Leichtigkeit des Ablasses die Anzahl der Verbrechen herbeiführen. Es soll den Geistlichen verboten werden, mit diesen Ablaßzetteln des Papstes Hausirhandel zu treiben, und wenn der Papst in seiner Zorneswuth dann meine Geistlichen bedrohen will, so werde ich sie zu schützen wissen! Sie sollen in ihren Rechten erhalten und in der Ausführung ihrer Befugnisse gestärkt werden durch mich und durch mein Gouvernement. Sie sollen frei sein von Rom! Es soll auch für die Geistlichkeit Freiheit und Aufklärung geben, und die Ketten und Banden sollen gelöst werden, welche ihre Gewissen zu den Füßen des Papstes niederhalten!

„Dies," fuhr der Kaiser hoch aufathmend fort, „dies ist der hauptsächliche Inhalt meines Toleranz-Edicts, und Ihr müsset mir gestehen, meine Freunde, daß es an der Zeit war, ein solches zu erlassen, denn Ihr kennt so gut wie

ich den Uebermuth des päpstlichen Stuhles und den Uebermuth der Geistlichen; Ihr wißt, wie dunkel es aussieht in den Herzen und in den Gewissen dieser hochmüthigen Schaar, Ihr wißt, wie fanatisch sie bestehen auf ihren sogenannten Rechten und wie sie Diejenigen verflucht und verdammt haben, welche anders dachten wie sie. Ich aber will das Wort des Fluches und der Verdammniß ertödten durch das Wort der Duldung und der Liebe, und zum Segen soll werden, was Fluch war, und zur Versöhnung soll geführt werden, was jetzt in Kampf und Fehde gegen einander gelegen hat! Ein Volk und Ein Herrscher soll sein in meinen Landen! Der Papst möge herrschen in seinem Lande, bei mir soll es nicht mehr geschehen!

„Nun, was schaut Ihr mich Beide so traurig an? Glaubt Ihr mir noch nicht, daß es uns gelingen werde, und daß es so sein könnte?"

„Nein!" sagte Lacy seufzend, „ich gestehe Euer Majestät, ich glaube nicht, daß es so sein kann, wie es mein erhabener Kaiser wünscht. — Eure Majestät wollen Ideale zur Wirklichkeit machen, und es mag wohl in einer sonnigen Stunde so aussehen, als könnt's geschehen, aber dann werden Gewitterstürme heraufziehen und

es wird Unfriede und Jammer und Elend überall und aller Orten sein! Denn Eure Majestät haben wohl Recht, der Priester Hochmuth, das ist der Teufel, der in die Welt gestellt ist, und ich fürchte, er ist mächtiger, als Gott selber."

„Und Sie, Rosenberg?" fragte der Kaiser lächelnd, „Sie schweigen? Sie haben mir kein Wort der Zustimmung, der Zufriedenheit zu sagen?"

„Majestät, ich liebe meinen Kaiser zu sehr, als daß ich in dieser Stunde mit der Schmeichelei eines Höflings antworten könnte," erwiderte Rosenberg traurig. „Ich fürchte für meinen Kaiser, und je edler und herrlicher das ist, was Sie vollbringen wollen und werden, desto größer ist meine Furcht! Eure Majestät sind wie der Heiland selber, der das Kreuz auf seine Schultern nahm, um die Welt zu erlösen! Aber Sie wissen wohl, der Heiland selber erlag in diesem furchtbaren Kampfe, den auch er gegen die Priester und die Pharisäer führte. O, lassen sich Eure Majestät dies zum warnenden Beispiel gereichen! Man hat den Heiland selber an das Kreuz geschlagen, man wird auch Eure Majestät nicht schonen."

„Nun denn," sagte Joseph mit strahlendem

Angesichte, „so möge man es thun; wenn der Heiland und Erlöser es über sich geschehen ließ und wenn Er für die Welt und die Menschen an das Kreuz sich schlagen ließ, so will ich denn getrosten Muthes ein Nachfolger meines Herrn sein und willig dulden, wenn man auch mich an's Kreuz schlägt und steinigt! Will meinem Gewissen und meiner Erkenntniß genugthun, will mein Volk erlösen von den Ketten und Banden, die ihre Gewissen an das Priesterthum binden! Redet mir nicht von Schonung für mich selber! Sagt mir nichts von den Gefahren und Dolchen, die mich selber bedrohen! Ich stehe unter dem Schutze Gottes, und meine Kraft und mein Wille gehören meinem Volke. Reichet mir die Hände, meine Freunde! Mag es denn sein, wie Ihr sagt, mag dies der letzte Tag des Friedens sein! Wir haben schon jetzt viel Unruhe und viel Kampf und Noth in allen unseren Landen, ein wenig mehr, was schadet das! Wenn mit den Kriegsdrommeten meiner aufrührerischen Ungarn und Belgier sich noch die Posaunen der empörten Priester mischen, so giebt das nur ein bischen mehr Musik und mehr Alarm, weiter ist's am Ende nichts! Aber vielleicht, Ihr Freunde, wird doch ein Tag kommen, wo all' dieses wilde Ge-

schrei verstummt und wo ein glücklich Volk hinaufschaut zu den Fenstern dieses Palastes und seinen Kaiser begrüßt als seinen Vater, von dessen Liebe es Freiheit und Glückseligkeit erhalten! Laßt mich darauf hoffen und saget mir nicht, daß dies unmöglich sei! Des Kampfes bin ich gewohnt und getrost; aber an den Lohn laßt mich glauben, an die Liebe und den Segen meines Volkes!

„So, nun geht, Ihr Freunde! Dies Blatt Papier soll jetzt zu meinem Kanzler, dem Fürsten Kaunitz, wandern! Er ist mit ihm einverstanden, das weiß ich schon, und ausarbeiten soll er mit seinem geschickten Geist, was ich nur flüchtig ihm auf das Papier gezeichnet. Dann möge es hinaustönen in die Welt, die Tuba des neuen Tages und der neuen Zeit! Und noch Eins will ich Euch sagen, meine Freunde, da wir nun einmal den Kampf begonnen haben gegen die Geistlichkeit und gegen den Papst zu Rom, so soll es auch weiter gehen! Sie werden bald noch mehr Zeter schreien, die Herren Pfaffen und Geistlichen, denn ich denke noch viele der unnützen Klöster in meinen Landen aufzuheben und die Klostergüter dem Staate einzuverleiben.

„Wir brauchen Geld, sehr viel Geld, und es ist nicht nöthig, daß die Pfaffen ihr Bäuchlein

mästen und im Ueberfluß leben, während mein Volk hungert! Mögen die unnützen Mönche sich zu nützlichen Staatsdienern machen; mögen die Weiblein, welche jetzt den Herrn Christus ihren Bräutigam nennen, ausziehen in die Welt und sich einen Andern suchen, es ist wahrlich besser gethan, als daß sie ihre Leber kasteien und verliebte Lieder an den Herrn Christus richten. Meinen Sie nicht auch, Freund Lacy und Sie Rosenberg? Sie sind doch sonst ein Freund der schönen Weiber und ich dächte, Sie sollten mir im Namen all' der eingekerkerten und zum Cölibat verdammten Mönchlein und Nönnlein danken, daß ich ihnen die Freiheit wiedergeben will."

„Ach, Majestät," seufzte Rosenberg, „mir ist in dieser Stunde aller Humor ertödtet und meinetwegen möchten die schönsten Weiber hinter den Klostermauern sich zu Tode seufzen, es wäre wahrlich besser, als daß jetzt so viel Zetergeschrei sich gegen meinen Kaiser erheben wird."

„Laßt sie doch Zeter schreien," sagte der Kaiser lachend, „ich kümmere mich nicht darum und mir soll es tönen wie ein Halleluja der Seligen! Je mehr sie schreien, desto mehr werde ich überzeugt sein, daß ich recht gehandelt habe! Ja von nun an nehme ich den Kampf gegen die

Geistlichkeit freudig auf, und es soll mir recht zum Plaisir und zur Genugthuung gereichen, wenn es um mich tobt und schreit und heult. Ganz persönlich will ich diesen Herren Pfaffen gegenüber treten, und wie ich in diesen Tagen schon hier und dort mit ihnen gekämpft und gestritten habe, so will ich auch heute fortfahren. Lebt wohl, Ihr Freunde, ich habe eine kleine Reise zu machen, ganz heimlich und incognito! Ich gehe nach Tirol, ganz allein und ohne Begleitung! Ich habe in Seefeld dorten im lieben Tirolerland einen kleinen Kampf auszufechten mit den Herren Geistlichen und sie sollen erkennen müssen, daß die Augen des Kaisers offen sind und daß seine Ohren überall hinhören. Es wird ein lustig Stücklein da geben in Seefeld, und ich bäte Euch, gern mit mir zu gehen, um die Wunderthaten der Jungfrau von Seefeld zu sehen! Allein es möchte Aufsehen erregen und die Herren Pfaffen aufmerksam machen, drum ist es besser, ich gehe allein und führe mein Incognito durch. So verlaßt mich nun, Ihr Freunde, denn der Kaiser Joseph wird sich jetzt verpuppen in einen demüthigen, frommen Priester. Lebt wohl!"

Er reichte den Freunden die Hand und nickte ihnen zu, als sie mit trauriger Miene zu ihm

aufschauten. „Seid unverzagt! Mögen die Pfaffen es ausschreien und es ausheulen in die Welt, daß der Kaiser Joseph der Antichrist sei! Ich meine doch, ich bin ein besserer Christ als sie alle und Gott wird mit mir sein und zu meinem schweren Werk mir Kraft verleihen. Adieu, Ihr Freunde, und in einigen Tagen, denke ich, wird sich mein lustiges Wien eine lustige Geschichte erzählen von der wunderthätigen Jungfrau von Seefeld und von dem wunderthätigen Kaiser Joseph.“

9.

Die Jungfrau von Seefeld.

In dem Dorfe Seefeld herrschte heute wieder eine große Aufregung; obwohl es Werktag war, dachte doch Niemand daran, an die Arbeit zu gehen. Die Thüren aller Hütten des Dorfes waren weit geöffnet und kein Rauch wirbelte aus den Schornsteinen empor, obwohl es die Mittagszeit war.

Wer hätte sich heute wohl um die gewöhnlichen Dinge kümmern mögen? Wer konnte seinen Acker bestellen, sein Feld pflügen, seine Gärten jäten oder an die Bedürfnisse des Lebens denken? Jeder hatte nur Sinn und Interesse für das, was sich in dem kleinen Hause am Ende des Dorfes begab; Jeder war nur aufmerksam auf den leisesten Ton, der von dorther erschallte,

und eifrig drängte man die breite Dorfstraße dahin, zu Hunderten und aber Hunderten, um, wenn auch nur einen Moment, sich an dem Anblick des Hauses, in welchem so Wunderbares sich begab, zu erfreuen.

Weit aus der Umgegend, aus allen Dörfern waren die Menschen heute herbeigeströmt, denn es hatte vorgestern die Jungfrau Johanna Seiberin, als sie von 6666 Teufeln, die sie im Leibe beherbergte, gequält und zur Erde niedergeworfen war, verkündet, daß heute wiederum ein furchtbarer Kampf stattfinden werde. Die Priester, welche Tag und Nacht die gequälte Jungfrau umlagerten und dem horchenden und zuschauenden Volke kündeten, was die Teufel aus dem Munde der Jungfrau zu sprechen pflegten, hatten erklärt, daß sie hofften, heute sämmtliche Teufel zu bannen und durch fromme Gebete und Litaneien endlich die Heilung der gemarterten Jungfrau zu bewerkstelligen.

Darum war heute ringsum die ganze Gegend in Aufruhr und Alarm, und darum ruhte die Arbeit des Tages, darum aß man nicht, trank man nicht und arbeitete man nicht, sondern schon von der Frühe des Morgens an hatten alle Gemeinden sich aufgemacht, um nach Seefeld zu

wandern. Aus den nahen Klöstern und aus den Dorfgemeinden waren Mönche und Priester auch herbeigeströmt, um die bösen Geister zu bannen und dem frommen Volke zu beweisen, was die Gebete der Priester vermöchten.

Immer mehr noch der Menschen strömten herbei, selbst aus Wien waren viele Leute gekommen, des langen Weges nicht achtend, um dem Wunder beizuwohnen und die Kranke zu schauen.

Man hatte sie bis jetzt immer noch in dem Bauernhause ihrer Eltern gelassen, und nur die Priester waren zuweilen hinausgetreten unter das Volk und hatten erzählt von den furchtbaren Reden, welche die Teufel aus dem Munde der Jungfrau hervortönen ließen, und hatten verkündet, wie nach und nach durch die frommen Gebete die Teufel zum Schweigen gebracht würden.

Heute, da allgemach das ganze Thal von Seefeld sich angefüllt hatte mit Menschen und da über die Berge herüber immer noch neue Züge von Gläubigen herbeiströmten, heute hatte der ehrwürdige Pater Paul Weißhammer, berühmt aller Orten wegen seiner Frömmigkeit und Geschicklichkeit im Austreiben böser Geister, sich aus seinem Kloster, dessen Prior er war, hieher-

begeben und es selber übernommen, die bösen Geister auszutreiben. Vor allem Volke wollte er das thun, deshalb sollte, nicht wie sonsten in der Hütte, sondern frei unter Gottes Himmel der Exorcismus vor sich gehen.

Auf dem großen Rasenplatze hinter dem bescheidenen Häuschen ihrer Eltern war für die Jungfrau Johanna Seiberin das Lager errichtet worden; da hatte man Kissen und Betten ausgebreitet, Decken über dieselbe hingelegt und ihre Brüder hatten auf einer Tragbahre die arme Leidende hinausgetragen. Ringsum im weiten Kreise stand das Volk athemlos, schweigend. Gewärtig der Dinge, die da kommen sollten, starrten sie Alle hin auf das junge Mädchen, welches todtenbleich, mit weit geöffneten stieren Augen, mit fest zusammengepreßten Lippen, bewegungslos, die Glieder erstarrt in seltsamer Verrenkung, auf dem Lager lag.

„So hat sie schon gelegen heute den ganzen Tag!" berichtete Pater Weißhammer, der Augustinermönch, welcher neben dem Lager stand, mit lauter, kreischender Stimme, „und nur zuweilen haben die Teufel laute Verwünschungen ausgestoßen gegen die Priester und die Heiligen."

„Und ist doch sonsten ein so gutes und bra-

ves Kind gewesen," wehklagte die Bäuerin, welche neben dem Pater stand.

„Und wird wieder ein gutes und frommes Kind werden!" antwortete der Augustiner. „Euch Allen, meine Freunde und Gläubigen, welche Ihr gekommen seid aus allen Weltgegenden, um das Unglück hier zu schauen und zu beten für die Unglückselige, welche ihres Gottes und aller Heiligen spottet, Euch Allen sage ich: heute wird sich das Wunder vollbringen! Heute wollen wir die Teufel zwingen, auszufahren aus dem Leibe der Unglückseligen! Merkt nur auf, wir werden machen, daß sie sprechen aus der Besessenen, wir werden sie zwingen mit heiligem Gebete, daß sie reden und Buße thun, diese Teufel! Knieet nieder, Alle, und lasset uns beten!"

Die Menge, welche sich jetzt schon auf Tausende belief, folgte dem Befehle des Augustiners; Alles warf sich nieder auf die Kniee, und man hörte jetzt nichts mehr als das Summen und Murmeln halblauter Gebete.

Die Kranke schien weder die Worte des Paters, noch die Gebete zu vernehmen. Sie lag immer in der zusammengekrümmten, unnatürlichen Stellung mit weitgeöffneten Augen und die Lippen fest zusammengepreßt. Nur zuweilen

tönte es wie ein zorniges Grunzen aus ihrem Munde und es flog ein höhnisches Lächeln über ihre Züge hin.

Jetzt, auf ein Zeichen des Paters, erhob sich die Menge von den Knieen und Aller Augen richteten sich wieder auf die Gruppe, welche dorten in der Mitte sich erhob. Der Augustiner neigte sich jetzt über das Lager hin.

„Johanna Seiberin, hörst Du meine Stimme?"

Unbeweglich lag das junge Mädchen da; ihr langes, dunkelblondes Haar umfloß wie ein Schleier ihr blasses Angesicht und ihre halbentblößten Schultern; ihre Lippen hatten sich bei der Anrede des Priesters noch fester zusammengekrampft und über ihre breite weiße Stirn flog es wie Gewitterwolken hin.

„Johanna Seiberin," rief er zum zweiten Mal, „hörest Du mich?"

Ihre Augen blickten starr zu ihm empor, aber ohne irgend ein weiteres Lebenszeichen blieb sie unbeweglich liegen.

Es ging ein Schauder durch die ganze Versammlung, die Frauen begannen zu weinen, die Männer murmelten Worte des Entsetzens, der Priester aber richtete sich hoch auf.

„Und ich will Euch dennoch zwingen, Ihr

bösen Geister, die Ihr das unschuldige Lämmlein gefangen haltet!" schrie er, indem er die Arme über dem Lager der Kranken erhob. „Ich will Euch dennoch zwingen, mir Antwort zu geben, ich fordere es von Euch im Namen Gottes und aller Heiligen!"

Da flog ein Zittern durch die Gestalt des jungen Mädchens hin, sie schloß die Augen, stieß einen wilden, verzweiflungsvollen Schrei aus, und ein krampfhaftes Zucken fuhr durch ihre Gestalt. Und zum andern Mal schrie der Priester:

„Ich befehle Euch im Namen Gottes und aller Heiligen, Ihr Teufel, daß Ihr Antwort gebet! Antwortet auf meine Frage, welche ich jetzo in der Sprache der heiligen Schrift an Euch richte: Ad quaestionem primam: quale est nomen tuum?"

Die Gestalt des jungen Mädchens zuckte wieder zusammen, und dann auf einmal öffnete sie die Lippen und rief mit feiner kreischender Stimme:

„Du magst mich fragen, so oft Du willst, ich kenne die lateinische Sprache nicht, ich rede nur deutsch!"

Ein einziger tausendfacher Schrei ertönte rings auf dem weiten Platz, und stolzer richtete sich der Priester empor.

„Ihr seht es," rief er mit triumphirender Miene, „das heilige Werk des Exorcismus beginnt schon und ich zwinge die Teufel zu reden."

Dann neigte er sich über die Kranke hin. „Nun wohl, so magst Du denn deutsch reden, obwohl ich weiß, daß Du das Lateinische sehr gut verstehst! Aber Du fürchtest die heilige Schrift, und so will ich denn deutsch reden, antworte mir, wie heißt Du?"

Ein lautes, kreischendes Lachen tönte von den Lippen des jungen Mädchens. „Geht," sagte sie, „Du kannst mich deutsch fragen? Ich heiße der Mittagsteufel."

„Der Mittagsteufel!" wiederholte laut und wimmernd die Menge, und Alle drängten sich näher heran und schlossen einen dichten Kreis um das Lager der Kranken, damit keins der Worte des Teufels ihnen entginge.

Der Augustiner aber wehrte mit stolzer Bewegung die Herandrängenden zurück.

„Bleibet stehen, oder die Teufel, wenn sie auszufahren gezwungen sind, fahren in Eure Leiber!"

Die Menge wich scheu und ängstlich zurück, und der Priester neigte sich wieder über die Kranke.

„Bist Du allein, Mittagsteufel, oder sind mehrere bei Dir?" fragte er.

„Ich bin nicht allein," quieckte die Stimme. „Es sind mehrere mit mir."

„Wie viel sind noch mit Dir?"

„Hundert Millionen Teufel sind mit mir!" kreischte die Stimme.

„Hundert Millionen Teufel!" wiederholte die Menge entsetzt.

„Hundert Millionen Teufel, wehe uns, wenn sie ausfahren und in unsere Leiber sich verstecken!" murmelten einige alte Weiber mit ängstlichen Geberden.

Der Augustiner hatte es gehört, und nach den Weibern hingewendet, machte er mit erhobener Hand das Zeichen des Kreuzes.

„Fürchtet nichts, Ihr Gläubigen und Ihr Frommen! Nur in die Ungläubigen fahren die Teufel, Euch können sie nichts thun, wenn Ihr betet und fromm seid.

„Warum?" fragte er dann wieder, sich an die Kranke wendend, „warum, Ihr Mittagsteufel, habt Ihr denn das junge Mädchen besessen?"

„Das darfst Du mich nicht fragen," kreischte die Stimme, „ich will es Dir nicht sagen."

„Aber ich will, daß Du's mir sagst!" gebot

der Priester, und die Gestalt des jungen Mädchens krampfte sich wieder zusammen, als wenn die Teufel sich in ihr beriethen und mit einander kämpften gegen die Befehle des Priesters. Dann aber erwiderte die Stimme:

„Wenn Du es willst, so muß ich Dir gehorchen! Wir sind in das arme Lämmlein gefahren auf den Wunsch einer Hexe und eines verliebten alten Narren!"

„Aber ich will, daß Ihr ausfahren sollt!" gebot der Priester, „und sollet mir auch die Hexe nennen, die Euch hier eingezwängt hat!"

„Das thun wir nicht, das thun wir nicht!" schrie und heulte es von den Lippen des jungen Mädchens.

„Ich aber zwinge Euch dazu!" rief der Pater Exorcist. „Schaut her, Ihr Teufel, schauet das Zeichen des heiligen Kreuzes und beugt Euch!"

Er zog ein Crucifix aus seinem Kleide hervor und hielt es über die Kranke hin. Nun bäumte sich ihre Gestalt auf und lautes Seufzen und Wehklagen tönte von ihren Lippen.

Staunend sah die Menge das Gebahren der Teufel in der Gestalt des jungen Mädchens und schaute zu ihr hin und dann auf den Pater, welcher laut zu beten begann und die Teufel be-

schwor, im Namen Gottes und aller Heiligen auszufahren aus dem Leibe der Gepeinigten.

Plötzlich, mitten in seinem frommen Gebete, erhob sich die Kranke halb von ihrem Lager, und es war natürlich der böse Geist, welcher aus ihr sprach: „Heute will ich reden! Will eine halbe Stunde reden zum Volke! Es ist zwar die höchste Pein, aber Gott hat es befohlen, so muß ich es sagen.“

„Und ist das, was Du sagen willst, zur Ehre Gottes und zu der Gegenwärtigen Seelenheil?“

„Ja, ich fürcht', es ist so,“ lautete die Antwort.

„Und soll auch Niemand an seinem Seelenheil oder seinem guten Namen dadurch geschädigt werden?“

„Niemand, als ich selber und als wir Alle selbst! Doch ich muß reden, Gott befiehlt es, so weh es mir auch thut, ich muß es sagen, denn der fromme Pater ist mächtiger, als wir Alle! Ihr, die Ihr hier versammelt seid, hört, was ich sagen muß! Du Seelensorger predigst schon recht, aber Du mußt es noch schärfer machen! Denn ich sage Dir, das Volk hier ist lau und verliert seinen Glauben und das macht: es weht ein schlimmer Wind von Wien her. Und da thut sich der Satan auf und verderbet die Luft

Gottes und gießet Gift in die Herzen der Menschen! Seelensorger, darum mußt Du predigen und die Herzen der Menschen bewahren vor der schlechten Luft, die von Wien her weht! Denn ich sage Dir, sonst ist die Welt und die ganze Menschheit verloren! Unterrichten sollst Du Deine Beichtkinder, damit sie erkennen mögen, nur im Himmel ist ihr Theil! Damit sie Muth fassen, sich aufzulehnen gegen die böse Luft, die von Wien her kommt, und glauben an die Macht Gottes! Denn stark seid Ihr, Priester und Seelensorger, die Ihr die Macht und den Muth habt, aller Welt zu trotzen, und vor Euch müssen die Teufel sich beugen und anerkennen Eure Macht auf Erden und erkennen, daß nichts so heilig ist und so groß, als die Priester! Denn diese sind es, die das Volk schützen vor den Teufeln und bösen Gelüsten! Darum sollen die Leute auch Morgens und Abends in die Kirche gehen und ihre Andacht halten und ihren Priestern gehorchen in allen Dingen und sollen sich auch die Ablaßzettel kaufen, denn sie sind heilig uud machen die Ablaßzettel, daß Ihr könnt selig werden! O Christen, wie seid Ihr zu beneiden, daß Ihr könnt selig werden durch Eure Priester und durch die Ablaßzettel; Ihr habt Euer Lebelang Gott

vor Augen! O, was thäten wir Teufel darum, daß wir nur einmal noch Gott schauen könnten! Wir wollten gern unser Lebelang auf Messerspitzen und Ahlen herumtanzen, wenn wir nur einmal Gott schauen könnten! Aber durch die ganze Ewigkeit hindurch ist es uns nicht mehr erlaubt. O Christen, wie seid Ihr zu beneiden, daß Ihr solche Priester habt und Ablaß kaufen könnt, und dadurch könnet Gott schauen. O kaufet Euch Ablaßzettel, thut's heute noch, damit die Teufel nicht in Euch fahren können, denn ich sage Euch, heute noch fahren wir Alle aus aus dem Leibe der Geplagten und fahren in Eure Leiber, wenn Ihr keine Ablaßzettel habt."*)

Die Stimme verhallte jetzt in einem lauten, wilden Aufkreischen, die Gestalt des jungen Mädchens bäumte sich hoch auf und sank dann zuckend auf das Lager zurück.

„Seht nur, wie das arme Wesen sich krümmt, wie der Priester muß anhalten mit dem Teufelaustreiben, damit sie sich erst ein wenig erholen kann."

„Ihr indeß thuet, wie das arme Wesen Euch gerathen, geht hin und kaufet Euch Ablaß."

Er kniete nieder neben dem Lager und schien

*) Siehe Groß-Hoffinger's Leben.

ganz in Andacht versunken, während die Menge ungestüm sich hindrängte nach der Thür der Hütte, wo ein zweiter Augustiner an einem Tische stand, auf welchem kleine Zettel und Papiere aufgehäuft waren. Die Leute verlangten mit lautem Schreien die Ablaßzettel, und suchten die letzten Pfennige aus ihren Taschen zusammen, um sie hinzugeben, damit die Teufel nicht in ihre Leiber führen, wenn sie ausgetrieben würden. Alles bat und schrie und fragte durcheinander in wildem Ungestüm nach den 6666 Teufeln, die heute noch ausgetrieben werden sollten!

Während so rings um die Kranke wildes Geschrei und Lärmen ertönte, stiegen die bewaldete Höhe, welche hinunterführte in das Thal von Brühl, zwei Männer hinunter, ein junger Bauernbursche und ein Augustinermönch, letzterer das Antlitz ganz verhüllt von der Kapuze, welche er sorgsam, als fürchte er das Herabfallen derselben, am Kinn zusammenhielt. Jetzt traten sie heraus in eine Lichtung des Weges; zu ihren Füßen lag das Thal, und ganz deutlich konnten sie das wirre Treiben drunten unterscheiden und erkennen, was sich dorten begab.

Der junge Bauer seufzte tief auf und deutete mit der Hand hinunter.

„Sehet, Herr Pater, dort liegt das arme Wesen und krümmt sich noch in seinen Schmerzen, und schreit und wimmert zu Gott empor! Es ist ein Jammer, das anschauen zu müssen! Das Herz im Leibe will mir brechen, wenn ich die Hanni so liegen seh', und ich darf gar nicht hin und zu ihr treten! Ach, und ich mein' doch, das würd' sie am besten gesund machen."

„Hast sie also sehr lieb?" fragte der Augustiner mit sanfter Stimme, und seine braunen Augen wandten sich mit einem Ausdruck inniger Theilnahme auf den jungen Bauerburschen.

„Ja," antwortete dieser, „sehr lieb hab' ich die Hanni, und sie hat's mir vergolten und hat mich auch lieb! Wenn wir Sonntags im Feld sind spazieren gegangen und hinauf zur Capell' der heiligen Jungfrau, wie wir's immer gethan, da wir noch Kinder waren, da hat sie zur heiligen Jungfrau gebetet und gesagt: Ich will nichts als den Sepperl zum Mann haben, gieb ihn mir, gute Mutter Gottes, und fleißig wollen wir sein und sparsam und fromm! Haben immer gedacht, wir möchten uns heirathen, und wenn ich auch arm bin, so haben wir doch ein paar Händ', die tüchtig arbeiten können, und der Hanni wär's gleich, ob ich Geld' hätt'! Sie wollt' nur

mich, und ich wollt' sie. Aber das war das Unglück, daß die Alten anders dachten und horchten auf das, was der Herr Pfarrer ihnen sagte! Der aber kannt' einen alten reichen Bauersmann, welcher die Hanni gern heirathen wollt', der viel Geld hat und ein gar frommer Mann ist! Der hat denn dem Herrn Pfarrer manch' guten Braten in's Haus geschickt, was freilich der arme Sepperl nicht konnte, und da hat denn der Herr Pfarrer zu den Eltern meiner Hanni gesagt: 's wär' nicht gut, wenn so ein junges Mädchen, wie die Hanni, einen ganz jungen Burschen nähme, sie sollt' einen klugen, verständigen Mann nehmen!

„Und die Alten haben sich bereden lassen und haben mir die Thüre gewiesen und haben der Hanni gedroht, sie in ein Kloster zu schicken, wenn sie nicht gehorchen wollte und nicht den Kasperl nehmen wollte. Und schauen's, Herr Pater, wie das mein armes Mädchen hörte, und wie sie's ihr sagten, in meiner Gegenwart, da hat's laut aufgeschrieen und hat die Krämpfe g'kriegt, und die Mutter holte den Pfarrer und der wollt' sie halten. Sie aber litt es nicht, sondern hat laut aufgeschrieen und gezankt auf die ganze Welt und auf den Herrn Pfarrer.

Und seitdem ist sie krank geblieben, und ich konnt' nichts thun für sie! konnt' nur sehen, wie sie litt, denn wenn ich an's Fenster ging wie sonst, stand schon der Alte mit dem Stock bereit und wollte mich schlagen, und ich konnt' ihr nichts sagen! Die Hanni ist aber immer blässer geworden und hat immer ihre Krämpfe kriegt, und der Herr Pfarrer wollt' sie von den Krämpfen geheilen, denn der Herr Kasper ist auch kommen und hat gesagt, er wolle sie heirathen, wenn die Teufel herausg'fahren sind.

„Und nun weiß nit, wie's geschehen, als ich einmal allein auf meinem Waldplatz war und im Gras lag und an die Hanni dacht' und weint' und traurig war, da rauscht's im Gebüsch und ich seh' ein blasses Gesicht kommen, und ich erkannt' es kaum und wußte kaum, daß es die Hanni war, so elend und jämmerlich war sie worden, und sie trat zu mir heran, schaut mich an mit ihren Augen, die so groß waren, und sagt:

„Hör', Sepperl, ich hab' Dich immer noch lieb und werd' niemals einen Andern heirathen, als Dich allein, und ich weiß jetzt ein Mittel, wie ich Dich verdienen kann. Der Herr Pfarrer hat's mir gesagt, und nun wund're Dich über

nichts, was ich auch thun und beginnen mag, ich thu's aus Liebe zu Dir, und werd' nit irr' an meiner Liebe zu Dir, denn was ich auch thun mag, thu' ich um Dich. Ja, Herr Pater, genau so waren die Worte, welche die Hanni zu mir gesprochen, und dann hat sie sich niedergebückt und hat einen Kuß auf meine Lippen gedrückt, wie sie's nimmer gethan, so heiß und zärtlich, und dann wie ein Gemslein ist sie von dannen gesprungen, daß ich ihr nit folgen konnte und hab' noch lange gesessen im Wald und hab' nachgedacht über die Worte der Hanni und sind mir im Kopf herumgegangen die ganze Nacht hindurch. Am andern Tag hat's auf einmal geheißen, die Hanni ist von Teufeln besessen und der Herr Pfarrer hat gesagt, man soll den berühmten Exorcisten, den Pater Augustiner Weißhammer, holen, und da ist's denn losgegangen das schreckliche Unglück und sie quälen das arme Ding gar jämmerlich den ganzen Tag!"

„Sie sollen sie nicht mehr lange quälen, Sepperl," sagte der Augustiner, ihm freundlich zunickend. „Schau', der liebe Gott ist mit dem Unschuldigen. Du siehst es wohl! Als ich hierher gehe, um zu sehen, wie man die Teufel austreibt, führt der liebe Gott Dich mir in den Weg, und

durch Dich lerne ich nun die geheimnißvolle Geschichte erkennen, die sich hier begiebt. Ich sag' Dir nun, mein lieber Sepperl, hab' nur recht Vertrauen und Zuversicht, und Du sollst sehen, daß mir bald gelingt, was dem Pater Weißhammer wohl nit gelingen möchte, und daß ich das Mädel curire von allen Teufeln. Aber Du weißt doch gewiß, Sepperl, daß Dich die Hanni liebt?"

„Ja, Herr, ich weiß es, Gott sei Dank, von ganzem Herzen liebt sie mich!"

„Und Du bist arm und die Eltern der Hanni sind's auch?"

„Ja, und das ist eben unser Unglück, Herr Pater. Darum hören die Alten darauf, was der Herr Pfarrer ihnen sagt, und wollen die Hanni an den alten Bauer Kasperl geben."

„Und Du meinst, der Bauer Kasperl hat den Herrn Pfarrer damit gewonnen, daß er ihm Geld versprochen für seine Kirche und ihm oft Braten in's Haus schickt?"

„Braten und viele andere Dinge, Herr! Denn der Bauer Kilian ist ein reicher Mann und es kommt ihm nicht darauf an, ein paar hundert Thaler auszugeben, wenn er ein so schönes Weib gewinnen kann wie die Hanni. Ach, Herr

Pater, sie war gar so schön und ihre Wangen waren wie ein paar Röslein und wie Sterne glänzten ihre Augen und wenn sie lachte, so meinte man ein paar Perlenschnüre zwischen den rothen Lippen zu sehen! Es war halt eine Freud' sie anzuschauen, und mir hat's Herz immer gehupft im Leib' und ich hab' gemeint, todt könnt' ich mich arbeiten, wenn ich nur die Hanni bekäme! Ach, es war gar so schrecklich, als sie mich fortgewiesen haben, und hättet Ihr die Hanni weinen gesehen und wie sie die Hände gerungen und wie sie geschrieen hat gar mörderlich, so würde Euch selber das Herz wehe gethan haben, Herr Pater; ja geschrieen hat's und gejammert, daß wir uns nit lieben sollten, und ich habe geflennt, daß es eine Schand' war für einen jungen Burschen! Aber ich konnt' mir halt nit helfen, und vor den Heiligen und dem lieben Herrgott sind die Thränen, welche ein Mannsbild weint, keine Weiberthränen und er hat ein Einsehen."

„Ja," sagte der Pater mir gerührter Stimme, „ich glaube auch, er hat ein Einsehen und er hat mich hierher gesandt, Dir zu helfen. Und sag', meinst denn, daß die Hanni wirklich die Krämpfe hat?"

„Ja, Herr, die hat sie. Die Hanni verstellt sich nit," sagte er mit fast zürnender Stimme.

„Und meinst denn auch," fragte der Pater mit lächelnder Stimme, „meinst denn auch, daß es die Teufel sind, die aus ihr schreien und sie all' die bösen Reden halten lassen?"

„Nein, Herr, das glaube ich nicht! Das haben sie ihr auf die Lippen gelegt."

„Das meine ich auch," sagte der Pater, leicht das Haupt wiegend. „Nun verstehe ich auch, was die Hanni hat sagen wollen, und weiß auch, weshalb sie jetzt da so drunten liegt und vor dem Volk ein Schauspiel giebt. Sie haben ihr gesagt, Sepperl, wenn sie so thut und spricht und wenn sie die Lection wiederholt, die sie ihr eingelernt haben von dem Teufel und der Macht der Priester, so werden sie nachher erlauben, daß sie den Sepperl heirathet, den sie lieb hat."

„Ihr meint das, Herr?" fragte der Bursche, mit weit aufgerissenen Augen den Augustinermönch anstarrend, der lächelnd ihm zuwinkte.

„Ja, ich meine das, und nun sollst Du auch eine Lection haben, Sepperl. Wir steigen jetzt hinunter und mischen uns unter das Volk da, und Du gehst mir voran und drängst die Leute bei Seite und sagst, Du seiest noch einem an-

dern Augustinermönch begegnet, und der wollt' auch versuchen, aus dem kranken Mädchen die Teufel auszutreiben. Du flüsterst das den Leuten links und rechts zu und wirbst für mich, daß sie an mich glauben! Denn ich sage Dir, Sepperl, ich treibe die Teufel auch aus von dem armen Mädchen, und sie sollen weichen müssen vor meinen Augen."

Und wie er so sprach, nahm seine Stimme einen zornigen, drohenden Ausdruck an, und seine blauen Augen flammten höher auf.

„Ich glaub's wohl, Herr Pater, ich glaub's," sagte der junge Bursche ganz überwältigt von dem Anschauen des Augustinermönches mit dem kühnen Angesichte, das ihm gar wenig zu passen schien für das demüthige Mönchskleid. „Es liegt was in Euren Augen, Herr, das allen Teufeln zu gebieten scheint!"

Der Augustinermönch lächelte. „Schau', Sepperl, da habe ich also schon meinen ersten Anhänger gefunden und Du glaubst an mich! So laß uns nun hinuntersteigen in's Thal und thu' genau, wie ich Dir gesagt! Sprich mit den Leuten, damit sie uns hindurchlassen und wir zu der Kranken gelangen können!"

Er winkte mit gebieterischer Handbewegung

dem jungen Burschen zu, ihm voranzuschreiten, und der sprang in raschen Sätzen von Stein zu Stein den Berg hernieder.

Der Augustinermönch folgte ihm eben so behend und rasch, und wenig paßte sein bewegliches, kräftiges Hinschreiten zu dem Priestergewand, und sein kühnes Angesicht hatte gar nichts von dem demüthigen und sanften Ausdruck, welchen sonst die Gesichter der Augustinermönche zu haben pflegten. — — —

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Mühlbach, Luise,

Kaiserburg und Engelsburg Historischer Roman von Louise Mühlbach

Bd.: 1

Jena 1871